Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 7 — Gotha, 8. April 1926 — 40. Jahrgang

Inhalt: Nach Ostern [Sp. 313] — Vorwort zu Calvins Werken [Sp. 313] — Das System der Wissenschaften (Tillich). Erste Hälfte [Sp. 317] — „Gott will es!"? [Sp. 325] — Fragen heutiger Religiosität bei Rilke [Sp. 329] — Adolf Stöcker und Charles Kingsley. Ein Vergleich. Habilitationsvorlesung. Erste Hälfte [Sp. 333] — Eine werdende Welt. 3. Wandlungen im Islam [Sp. 339] — Der heutige Stand der französischen Schulpropaganda [Sp. 342] — Zu den politischen Ereignissen [Sp. 345] — Bücher und Schriften: Das Johannesevangelium (Bauer); Erster und zweiter Thessalonicherbrief. Philipperbrief (Dibelius); Luther und der Bauernkrieg (Brandt, Wibbeling, Ragaz); Max Weber (Weber, Jaspers) [Sp. 348] — Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage. Die englisch-deutsche Kohlenkrise [Sp. 349] — Vom Katholizismus der Gegenwart. Die heutige Krisis [Sp. 354] — Wöchentliche Chronik [Sp. 356] — Kleine Mitteilungen [Sp. 358] — Versammlungskalender — Anzeigen

Nach Ostern

Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euern Sünden. 1. Kor. 15, 17

Wir müssen, von Ostern kommend, ganz andre Menschen sein. Es ist doch etwas Ungeheures, das wir da erlebt haben. Ein Toter, der nicht im Grabe geblieben ist, sondern lebt. Und das nicht nur für sich, sondern er hat für uns dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen an das Licht gebracht. Und das ist nicht nur ein Mythus, der in den Seelen wohnt, das ist Tatsache, Geschichte, hat sich auf dieser Erde ereignet. Die ganze Christenheit ruht auf dieser Tatsache.

Einem heutigen Geschlecht fällt das nicht einmal mehr schwer zu glauben. Daß einer von den Toten auferstünde — warum nicht? „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube" — das war früher; es ist das ohnmächtige Bekenntnis eines vergangenen Geschlechts.

Gut. Aber nun die Probe.

Ohnmächtig war das vergangne Geschlecht, in seinen Zweifeln, seinem Unglauben. Seid ihr mächtig?

Man kann und soll den Spruch des Paulus 1. Kor. 15, 17 auch umkehren. „Ist euer Glaube eitel, seid ihr noch in euren Sünden, so ist Christus nicht auferstanden." Du glaubst an den Auferstandenen? Hic Rhodus, hic salta!

Mit andern Worten: jedes Pochen auf ein Dogma, eine Überlieferung, eine Lehre, eine Überzeugung in Sachen der Auferstehung Christi ist wertlos, dahinter nicht Geist und Kraft lodert. Die Osterbotschaft ist etwas so Ungeheures, daß man nur Eines von beidem kann: sie ablehnen oder von ihr leben. Das Mittelding ist unmöglich. Es gibt nur Einen Osterglauben: den man unaufhörlich praktisch erprobt.

Nach Ostern! Hat das Kirchenjahr einen Sinn, so kommen wir vom Osterfeste her mit neuen, überschwenglichen Kräften zum täglichen Kampf und Dienst. Es gibt keinen Glauben, der sich nicht all Augenblick und Stunden in Kraft umsetzte. Aller andre Glaube ist eitel. R

Vorwort zu Calvins Werken

Joannis Calvini Opera selecta. Edidit Petrus Barth. Vol. I: Scripta Calvini ab anno 1533 usque ad annum 1541 continens *)

Der Plan zu einer neuen Ausgabe ausgewählter Werke Calvins ist entsprungen aus der Erkenntnis, daß mit einer solchen der heutigen evangelischen Christenheit ein notwendiger, wichtiger Dienst geleistet wird. Die ganze Kraftlosigkeit und Zerrissenheit der evangelischen Christenheit in unserer Zeit, die von so Vielen beklagt wird, hat ihren tiefsten Ursprung darin, daß sich uns Gottes Wort und Auftrag, durch die einst unsere Kirchen ins Leben gerufen worden sind, in weitgehendstem Maße verdunkelt haben. Wohl ist nach dem großen Kriege, der hinter uns liegt, der ernste Wille erwacht, die evangelischen Kirchen aller Länder in brüderlichem Geiste miteinander zu vereinigen zur Erfüllung ihrer gemeinsamen Aufgabe. Ja sogar sind die seit mehr als einem Jahrtausend von uns getrennten alten orientalischen christlichen Kirchen zu der großen Kirchenversammlung, die in diesem Jahre in Stockholm zusammentrat, herbeigezogen worden, damit auch sie mit uns eins würden. Nur die römische Kirche will ausdrücklich im Schisma verharren. So lobenswert nun aber diese Einigungsbestrebungen sind, so fehlt der Einheit der Kirchen die Wahrheit und die Kraft, solange diese Einheit nicht begründet ist in gemeinsamem Verständnis des Wortes Gottes und in gemeinsamer Beugung unter dasselbe. Hier aber erscheint eine Hauptquelle unserer Kraftlosigkeit und Zerrissenheit, daß wir heutigen Menschen uns viel mehr versteifen auf unsere trüben Empfindungen von dem, was wir für gut und göttlich halten, anstatt daß wir mit gespanntester Aufmerksamkeit über uns hinaushorchen würden auf das, was Gott zu unsern verdunkelten Gewissen sagt; die Kirche Christi hängt ganz an Gottes Offenbarung, an seinem Wort, das er gemeinsam an uns alle ergehen läßt. Gottes väterliche Zusage allein, sein Gesetz und seine Verheißung, gibt uns Klarheit und verbindet uns in einem Glauben und einem Gehorsam und richtet uns auf zu einer Hoffnung. Dies ist das Fundament der Kirchen, nicht unsere mangelhaften Liebeswerke, nicht feierliche mystische Gottesdienste, nicht tiefsinnige Spekulationen. Gottes Zeugnis von sich selbst in der heilgen Schrift und unsere Beugung unter sein Gericht und seine Gnade muß am Anfang aller unserer Wege stehen, muß unsere Einigung zu gemeinsamer Arbeit begründen. Die evangelischen Kirchen müssen vor allem wieder wissen, was ihnen von Gott in der Welt zu vertreten aufgegeben ist.

Darum sehen wir uns genötigt, bei den Reformatoren, die um Gottes Wort und Auftrag Bescheid wußten, mit größter Aufmerksamkeit in die Schule zu gehen. Nicht um sie an Gottes Stelle zu setzen, sondern damit sie uns Lehrer seien in der Erkenntnis Gottes. Dabei lohnt es sich für unser Geschlecht, im besonderen auf die Stimme

*) München, Chr. Kaiser Verlag. Band 1, 530 S. 13.50 M., gebunden 15.50 M. Subskriptionspreis 11 M., gebunden 13 M.

Eine Calvin-Ausgabe, ob auch in Auswahl, ist immerhin ein Ereignis für unsre protestantische Welt. Da die Ausgabe selbstverständlich ihre Freunde bei den Protestanten aller Nationen suchen muß, hat sie sich entschlossen, ihre Vorreden und gelehrten Zugaben in lateinischer Sprache darzubieten. Wir möchten ihrem Interesse dienen, indem wir den sachlichen Teil der das Ganze einleitenden Vorrede hier nach der deutschen Urschrift ihres Verfassers zum Druck bringen. D H

Johann Calvins von neuem zu hören. War es ihm doch gegeben, in entscheidender Stunde das Werk seiner Vorgänger Luther und Zwingli nicht nur fortzusetzen, sondern zugleich, gleichsam die Summe ihrer Erkenntnisse und ihres Lebenswerkes ziehend, die Lehre des Gotteswortes in umsichtigster Zusammenfassung ins Licht zu stellen, ihr Geltung zu verschaffen und sie zu verteidigen. In schwerer Zeit, als die Flut der katholischen Gegenreformation anstieg und Verängstigung, Unsicherheit und Nachgibigkeit am Mark der evangelischen Kirchen zehrten, erwuchs in der Schule Calvins eine neue, harte, radikale, widerstands- und angriffsfähige Art des Protestantismus. Calvins Einsatz stand, seiner Absicht nach, im Dienst der Festigung und Einigung der Gesamtheit der jungen evangelischen Kirchen. Wenn seine mahnende und warnende Stimme damals und in der Folgezeit nicht im ganzen evangelischen Lager gehört und verstanden wurde, — wird diese schicksalsschwere Weigerung heute als vorübergehendes Mißverständnis erkannt werden? Calvins Vermächtnis darf heute füglich der einen, auf dem Boden der Reformation erwachsenen evangelischen Kirche, der einen evangelischen Christenheit — dürften wir doch sagen: der einen ungeteilten Kirche Christi! — neu angeboten werden.

Calvins Theologie war damals und ist heute darum der legitime Ruf zur Einheit, weil sie der strenge Ruf zur Sache ist. In radikaler Weise hat Calvin den Bruch mit der alten, völkerumspannenden römischen Kirche durchgeführt und hat er den Bruch mit ihr zahllosen Einzelnen aufs Gewissen gelegt, weil diese Kirche von der Wahrheit, die ihr einmal geschenkt worden war, abgewichen war. Mit der Sorgfalt und Schärfe, die denen aufgebürdet sind, die zum Wächteramt in der Christenheit berufen werden, kämpft Calvin unermüdlich gegen alle Verfälschung der Wahrheit, auch wo der Irrtum mit den berühmtesten Namen aus dem evangelischen Lager geschmückt ist. Dabei ist er freilich auch wieder bewundernswert weitherzig und nachsichtig, wo er nur, wenigstens in den Hauptsachen, Unterwerfung unter das Licht des göttlichen Wortes findet. Unerschütterlich besteht aber für ihn die Erkenntnis, daß die Kirche dem geoffenbarten heiligen und gnädigen Willen Gottes unterworfen ist. Angesichts des Tatbestandes des literarischen Nachlasses der Reformationszeit scheitert jeder Versuch, der die Reformation als die Schilderhebung des subjektiven Gewissens deuten will. Die Reformation wurzelt in der von der reformierten Theologie in ihrer prinzipiellen Bedeutung ins Licht gerückten Erkenntnis, daß Gott selber, jede sonstige Instanz in Schatten stellend, in der heiligen Schrift redet und durch den heiligen Geist von sich selbst Zeugnis gibt. Von da her empfängt unser gemeinsames Leben seine Norm, von da her leuchtet die göttliche Verheißung über unserm Leben auf.

Diese Tatsache wird nicht herabgemindert in ihrer Bedeutung dadurch, daß die Kirche es war, die sie vor Zeiten mit der Aufstellung des Kanons der biblischen Schriften anerkannt hat. Die Bibel ist nicht heilige Schrift von der Kirche Gnaden, wie die Katholiken wähnen, sondern die alte Kirche hat mit jenem Akt der Wahrheit die Ehre gegeben und sich grundsätzlich unter das in der heiligen Schrift bezeugte Wort Gottes gestellt. Jene Tatsache kann aber auch in Wahrheit nicht verdunkelt werden durch die reichen geschichtlichen Erkenntnisse, die unserm Geschlecht eine genaue archäologische, literar- und religionsgeschichtliche Durchforschung der Bibel gebracht hat. Weder das auf die Tradition von Jahrhunderten sich stützende Lehramt der römischen Kirche, noch die sich selbst genügende menschliche Vernunft kann sich mit Gott messen, wenn er selbst das Wort ergreift. Unantastbar besteht die Tatsache, daß in der Heiligen Schrift Gottes Geist, Weisheit und Gnade sich der Welt überlegen, maßgebend, autoritativ bezeugt.

In der Erkenntnis: Hier redet Gott! Hier richtet Gott selber die Wahrheit auf! sind die Reformationskirchen begründet. Sie stehen und fallen mit der Klarheit oder der Verdunkelung dieser Erkenntnis. Calvin ist Humanist genug um die Ratio in ihrer ganzen Würde und Kraft als Gabe Gottes zu schätzen. Aber er sieht, daß gerade auch unser Gebrauch der Vernunft durch den Fall des Menschen in schwerste Mitleidenschaft gezogen ist. Wir können aus eigenen Kräften nicht mehr zur Erkenntnis Gottes, geschweige denn zum Gehorsam gegen Gott durchdringen. Unserm zwanzigsten Jahrhundert ist das unheilvolle Wirken einer von ihrem göttlichen Ursprung gelösten, rein menschlichen moralischen und wissenschaftlichen Vernunft in furchtbaren Ausmaßen vor Augen gestellt worden. So ist nichts als der Akt demütiger Sachlichkeit von uns verlangt, wenn die reformatorische Theologie uns auffordert, das Zeugnis Gottes von sich selbst in der Heiligen Schrift anzunehmen und uns zu beugen unter die hier sich ereignende Enthüllung seines heiligen Willens und seines unverdienten Erbarmens, seines Gesetzes und seiner Verheißungen, seiner Schöpfermacht und seines Weltregiments.

Weil die calvinische Theologie nichts als Schrifttheologie sein will, darum stellt sie den Menschen wirklich vor Gott. Damit wird die Kluft sichtbar, die den Menschen von Gott trennt. Die Ungerechtigkeit und Fragwürdigkeit unseres Daseins in seinen Tiefen und Höhen wird aufgedeckt, die Anmaßung des Menschen, der sich seiner Werke getröstet, wird entlarvt. Wir sind in der Unheiligkeit unserer Existenz gerichtet. Aber nun ergeht kraft göttlicher Erwählung an uns der Ruf unbegreiflichen heiligen Erbarmens Gottes, der uns zu Glauben und Gehorsam erweckt und eine Gemeinde schafft, die sich zu seinem Dienst verpflichtet weiß. Als Gottes Kinder die ersten Schritte wagend und von Tag zu Tag innerlich wachsend, andauernd in der Distanz gehalten, die aufgerichtet ist zwischen dem Schöpfer und seinem Geschöpf, fern von der Möglichkeit individueller oder sozialer perfektionistischer Illusionen, sind wir berufen zu Dienst, Kampf und Wanderschaft in der Fremde, zur Verherrlichung des Namens Gottes mitten in Schwachheit, Sünde und Tod, aber im freudigen Aufblick auf die kommende Vollendung in der Auferstehung von den Toten.

Ein hartes, wetterfestes Geschlecht ist vor Zeiten in der Schule calvinischer Schrifterkenntnis erstanden. Kirchen sind ins Leben getreten, die in gemeinsamer Erkenntnis wurzelten, die sich begründet wußten durch Gottes Ruf, der an sie ergangen war. Sie wußten sich als Träger einer Botschaft, die nicht ihrem Gutdünken entstammte, sondern die ihnen aufgetragen war; sie wußten sich ihrem Auftraggeber zu Gehorsam und Dienst verpflichtet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Protestantismus heute auf die weitesten Strecken sogar die Erinnerung an seinen ursprünglichen Charakter verloren hat. Darum ist es dringendes Gebot der Stunde, den Geist der Reformation, solide calvinische Gotteserkenntnis im besonderen, wieder zu uns reden zu lassen, zu sachlicher Belehrung, zur Wiedergewinnung der alten sturmfesten Positionen, zur Erneuerung der evangelischen Kirche in einem Bekenntnisse, zur Wiedererlangung des Auftrages, den Gott uns durch sein Wort auch heute gibt.

In diesem Sinne habe ich die Aufgabe der Herausgabe ausgewählter Werke Calvins übernommen. Die Auswahl vollzieht sich im Hinblick auf den der Theologie und Kirche damit zu leistenden Dienst. Sie soll, zusammen mit den den einzelnen Schriften vorangeschickten Einleitungen, ein möglichst umfassendes Bild des Lebenswerkes des großen Reformators bieten. Unserer Ausgabe dient zur Grundlage die der sämtlichen Werke Calvins im Corpus Reformatorum, die für eine umfassende wissenschaftliche Beschäftigung natürlich ihren unersetzlichen Wert behält. Mit ihren 59 nur noch schwer erhältlichen, teuern Bän-

den kann sie aber Calvin nicht so der Kirche zugänglich machen, wie dies dringend wünschbar wäre. Der Zweck unserer Ausgabe ist deshalb, den amtierenden und studierenden Theologen der evangelischen Kirchen wenigstens die wichtigsten Schriften Calvins im Grundtext zur Verfügung zu stellen. Es zeigte sich nun freilich, daß die Texte nicht unbesehen dem Corpus Reformatorum entnommen werden konnten. Ich bin deshalb bemüht, soweit als möglich durch Vergleich mit den alten Drucken einen von den Fehlern der Gesamtausgabe gereinigten Text zu bieten. Offensichtliche Druckfehler der Erstausgaben, hinsichtlich derer kein Zweifel bestehen kann, glaubte ich nicht anmerken zu müssen. — Einen wichtigeren wissenschaftlichen Fortschritt bietet unsere Ausgabe in anderer Hinsicht. Es betrifft dies die von Calvin, manchmal aus dem Gedächtnis, eingestreuten Zitate aus den Kirchenvätern und Scholastikern, die von ihm verwendeten, auf alte Väterausgaben bezüglichen und darum für uns oft nicht mehr ohne Weiteres kenntlichen Stellenbezeichnungen, sowie seine ohne Namennennung erfolgende Auseinandersetzung mit dem Mittelalter und der übrigen Reformationsbewegung. Es schien mir für eine eingehendere Beschäftigung mit Calvin, die sich seine Beziehung zur christlichen Antike, zum Mittelalter und zur übrigen Reformation klar machen will (wie dies namentlich für die Studien an der Universität vorausgesetzt werden darf), von Wichtigkeit zu sein, Calvins Anmerkungen zu ergänzen durch genaue Nachweise der von ihm zitierten Stellen in jetzt gebräuchlichen Ausgaben der betreffenden Schriften, wie auch durch Belegung des von ihm oft nicht genannten Zieles seiner Polemiken. Daß hierin keine absolute Vollständigkeit erreicht werden kann, bedarf wohl keiner Rechtfertigung.

Mit den Einleitungen zu den einzelnen Schriften hoffe ich dem Leser den Dienst zu erweisen, daß er dadurch das Wissenswerteste erfahre über die Umstände, unter denen die betreffende Schrift von Calvin verfaßt wurde und was sonst etwa zu ihrem Verständnis und zu ihrer Würdigung beitragen kann. Calvins Schriften müssen im Zusammenhang seines Lebenswerkes verstanden werden. Sie sind keine gelehrten Schulschriften, sondern Handlungen, mit denen er jeweils in die augenblickliche Lage eingriff. Und doch sind sie keine vergänglichen Gelegenheitsschriften. Gerade in ihrer Beziehung auf die Erfordernisse des Augenblicks spiegeln sie den lebendigen Glaubensgehorsam wieder, zu dem Calvin sich berufen wußte und den zu erwecken seine Schriften über seine Zeit hinaus bestimmt sind.

Madiswil, Kt. Bern Peter Barth

Das System der Wissenschaften

Das System der Wissenschaften nach Gegenständen u. Methoden. Ein Entwurf. Von Paul Tillich. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1923. 167 S. 5.50 M.

1. Sinn und Wert des Systems der Wissenschaften. 2. Das erkenntnistheoretische Urverhältnis. 3. Das Metalogische. 4. Gesetz, Gestalt, Folge. 5. Der Methodenstreit. 6. Autonomie und Theonomie. 7. Geistesgeschichtliche Würdigung

Paul Tillich ist einer der markantesten und umstrittensten Führer der jungen Theologengeneration. Jenes ist er durch die Schärfe und Tiefe, dieses durch die Weite und den umfassenden Blick seines Denkens, in dem kein Problem oder Problemkomplex isoliert verharrt, nichts unvermittelt nebeneinander stehen bleibt. Er sagt es selbst einmal:

> Sinn steht mit Sinn in einem Zusammenhang des Sinnes, und Überzeugung mit Überzeugung in einem Zusammenhang der Überzeugung. Ein unvereinbares Nebeneinander ist in Wahrheit ein Gegeneinander, ein Zerbrechen des Sinnes, eine Zerstörung der Überzeugung. (S. 122.)

Damit charakterisiert er selbst am besten die Eigenart seines Denkens, das auf Sinnzusammenhänge und Überzeugungszusammenhänge gerichtet ist.

Die Zahl der eigentlich systematischen Begabungen großen Stils ist stets eine sehr geringe gewesen. Und in der Theologie ist man über das Nebeneinander und Gegeneinander der Ansprüche, Methoden, Erkenntnisziele, doppelten Wahrheiten usw. seit hundert und mehr Jahren selten hinausgekommen. Der Anblick dessen, was die Ritschlsche Schule im weitesten Sinne des Wortes sich auf diesem Gebiete der Sinn- und Überzeugungszusammenhänge geleistet hat und was heute wieder die Barth-Gogartensche Schule in höherer Potenz fortsetzt, indem sie wacker Calvin oder Luther auffrischt und die übrige Welt im Namen Gottes zum Teufel schickt, wirkt wenig überzeugend. Es ist das eine ungewollte, ganz objektiv sich vollziehende Wirkung, die das Tillichsche Buch im Leser auslöst, da es nicht im Negativen der Kritik stecken bleibt, sondern eine neue, schöpferische Setzung enthält. Es ist nicht möglich, die oft sehr verwickelten Gedankengänge des Autors, der an das geduldige und angestrengte Mitdenken des Lesers große Anforderungen stellt, im Einzelnen zu verfolgen. Es ist weniger die Abstraktheit, obwohl diese auch nicht fehlt — sondern die in knappen Sätzen zusammengepreßte reiche Fülle der fest miteinander in Beziehung stehenden Gedanken, die zu diesem Verzicht zwingt.

Wir wollen einige Hauptpunkte herausgreifen auf die Gefahr hin, ein feingesponnenes Gewebe zu vergröbern oder eine kompliziertere Linienführung allzusehr zu vereinfachen. Dem Tieferdringenden bietet ja das Buch selbst die nötige Korrektur.

1. Sinn und Wert des Systems der Wissenschaften

„System der Wissenschaften", das bedeutet die Erkenntnis der Wissenschaften als notwendiger Glieder eines übergreifenden Zusammenhangs. Die Wissenschaften systematisch gliedern und aufbauen zu können, setzt eine Klarwerdung des Geistes über das Wesen der Wissenschaft selbst voraus. Erst spät hat der erkennende Geist diese Frage gestellt: was denn eigentlich Erkennen und was Wissenschaft ist? Es war die innerste Selbsterkenntnis, zu der er vordringen mußte. „Und so schuf er die merkwürdigste und tiefsinnigste seiner Schöpfungen, die Wissenschaft von der Wissenschaft, die Wissenschaftslehre."

Über die Wissenschaften eine Wissenschaft zu machen, führt das nicht zu unfruchtbarem Formalismus, zu spitzfindigen Distinktionen, die für die lebendige Erkenntnis bedeutungslos bleiben? Oder ist das nicht ein Beginnen, das das Erkennen zum Luxus, zum Raffinement, zum parasitären Schmarotzer des Lebens macht? Schon die Wissenschaft steht als Reflexion im Spannungsverhältnis zur Unmittelbarkeit des Lebens. Und nun noch eine Wissenschaftslehre, eine Wissenschaft von der Wissenschaft? Ist das nicht ein Beginnen lebensfeindlicher oder lebensfremder Geister?

Der Geist selbst ist es, der zum System drängt, dessen höchstes Begehren es ist, die Einheit und den Zusammenhang aller Einzelerkenntnisse zu schauen. Er kann das System nicht schaffen als „Realsystem alles Wissens", in das jede Einzelerkenntnis eingeschlossen wäre. Ein solches Realsystem, wenn es versucht würde, scheitert jeden Augenblick an der unausschöpfbaren Unendlichkeit alles Seienden. Wohl aber ist für jedes Zeitalter erreichbar und notwendig ein „Formalsystem des Erkennens", in welchem der Geist sich das Reich, das er beherrscht, zum Bewußtsein bringt:

> Nicht in der Fülle an sich offenbart sich des Geistes Macht und Leben, sondern in der Fülle, die zur Einheit gebracht ist. Und wenn auch der Stoff ein fremder, unausschöpflicher Ozean bleibt, so hat doch in der Form der Geist sein Eigenstes, das er sich wieder und wieder nach Zeiten der Hingabe an den Stoff reicher und bewegter als zuvor zum Bewußtsein bringen muß. (S. 2.)

Was nun die Gliederung der Wissenschaften selbst betrifft, so ist sie ja in erster Linie abhängig von der Verschiedenheit der Erkenntnisgegenstände oder Gegenstandsgebiete. Und den Gegenständen entsprechen Methoden, in denen sich das Erkennen der Gegenstände bemächtigt:

Darauf beruht die wichtigste Aufgabe des Systems der Wissenschaften: das Verhältnis der Methoden zu den Gegenständen herauszuarbeiten. (S. 3.)

Durch solche Tat wissenschaftlicher Selbstbesinnung wird „das System der Wissenschaften nach Gegenständen und Methoden", weit entfernt, einem leeren Formalismus zu verfallen, zum lebendigen „Ausdruck des wissenschaftlichen Gesamtbewußtseins einer Zeit". Und da vollends jedes System von dem Prinzip lebt, auf das es gegründet ist, jedes letzte Prinzip aber der Ausdruck einer letzten Wirklichkeitsschau, einer grundlegenden Lebenshaltung, einer schöpferischen Urintuition ist, so bricht durch das Formalsystem der Wissenschaften in jedem Augenblick ein Gehalt hindurch, der metaphysisch ist, d. h. der jenseits jeder einzelnen Form und aller Formen als des Inbegriffs aller Endlichkeiten und Begrenztheiten liegt. „Das Metaphysische ist die lebendige Kraft, der Sinn und das Blut des Systems."

2. Das erkenntnistheoretische Urverhältnis

Man hat die Wissenschaften gegliedert in Formal- und Realwissenschaften, indem man hierbei das Verhältnis des Denkens zum Gegenstande vor Augen hatte. Oder man gliederte nach der Art der Gegenstände in Natur- und Geisteswissenschaften. Oder endlich nach der Methode in Natur- und Kulturwissenschaften, indem jene auf das Gesetzlich-Allgemeine, diese auf das Einmalige und Individuelle gerichtet seien. Indes, das sind „Gesichtspunkte" der Einteilung, die einen mehr oder minder zufälligen und durchaus unzureichenden Charakter tragen. Jedes System dagegen nimmt Anfang und Fortgang von einem „Prinzip", das für eine systematische Gliederung der Wissenschaften kein anderes sein kann als die „Idee des Wissens" selbst. Zu fragen ist daher: welches denn der reine Sinn des Wissens sei? was im Wesen des Wissens enthalten ist?

In jedem Wissensakt ist ein Doppeltes enthalten: der Akt als solcher, und das, worauf er sich richtet; das Meinen und das Gemeinte.

Wenn wir den Akt, durch den sich das Bewußtsein im Interesse gegenständlicher Erfassung auf irgend etwas richtet, „Denken" nennen, und das, worauf er sich richtet, „Sein", so haben wir die beiden im Wissen enthaltenen Grundelemente als Denken und Sein bestimmt. (S. 5.)

Das Denken ist der auf das Sein gerichtete Akt, das Sein ist das vom Denken Gemeinte. Hierbei ist unter Denken nicht der psychologische Denkprozeß, eine bestimmte Art der Reflexion, und unter Sein nicht eine Substanz- oder Dingwelt zu verstehen. Es soll nur die Doppelheit, die für alles und jedes Wissen konstituierend ist, die Doppelheit von Akt und dem, worauf der Akt des Bewußtseins gerichtet ist, zum Ausdruck kommen. Es ist völlig unmöglich, über Denken und Sein als die beiden „Urelemente des Wissens" hinaus zu gelangen. Die Urelemente des Wissens können nicht mehr deduziert, sie können nur intellektuell angeschaut im wechselseitigen Aufeinandergerichtetsein unmittelbar erfaßt werden. Das zwischen den Elementen des Wissens mögliche Verhältnis ist nun durch drei — und nur durch drei — Aussagen zu beschreiben.

1. Das Denken umfaßt und begreift das Sein. Es ruht nicht eher, oder möchte nicht eher ruhen, als bis es das Sein in Denkbestimmungen, in Begriffe und Gesetze aufgelöst hat. Tillich nennt dies den „Satz des absoluten Denkens". Man könnte ihn auch den Satz der Rationalität nennen. Von diesem Satz zehrt aller Logismus, dem alles Sein nur Grenze, dem die Wirklichkeit ein noch nicht in die rationale Form übergeführter und in solche aufzulösender Rest ist. Auf diesem Satz beruht im System der Wissenschaften die erste große Gruppe der Denk- oder Idealwissenschaften. In ihnen richtet sich die Erkenntnis auf die von jedem bestimmten Inhalt losgelösten Formen des Denkens, abgesehen von seiner Verbindung mit dem Sein, wenn auch nicht ohne Beziehung auf die Möglichkeit dieser Verbindung. Logik und Mathematik sind reine Formwissenschaften, in denen das Denken bei sich selbst bleibt. „Wohl werden die Formen festgestellt, unter denen alles Sein gedacht werden muß; aber es wird mit den Formen nicht wirkliches Sein gedacht."

2. Das Denken, das die Einheit, das Allgemeine, das Übergreifende, den Zusammenhang sucht und schafft, stößt auf das Sein als das Einzelne und Besondere, als das ihm Fremde, Unfaßbare, Widerstrebende, Unauflösliche, als das, was jenseits jedes Denkprozesses liegt. Im Denken selbst ist ein Nicht-Denken, eben das Andere des Seins, der Widerspruch. Das Sein ist nicht das Geltende, sondern das schlechthin Gegebene, das Un-Begreifliche. Dies ist der „Satz des absoluten Seins", der Satz der Irrationalität, an dem aller Logismus scheitert, von dem der Psychologismus sich nährt, der Satz, den die Empirie gegen das Denken und seine gültigen Formen ausspielt, ohne doch wiederum dieser Formen entraten zu können. Der spannungsreiche Widerstreit von Einheit und Fremdheit der Urelemente des Wissens wird aktuell in der zweiten großen Gruppe der Seins- oder Realwissenschaften. Das Denken, das in den Denkwissenschaften bei sich selbst ist, tritt in den Seinswissenschaften aus sich heraus und gibt sich dem Sein der Gegenstände hin, die das Denken zwingen, sich ihnen zu fügen, freilich in den Grenzen der dem Denken selbst innewohnenden Formen.

3. Es kommt aber noch ein Drittes hinzu, nämlich die merkwürdige Tatsache, daß das Denken sich nicht nur auf ein vorgegebenes Sein richtet, sondern sich selbst zum Sein produziert. Das Denken ist selbst Sein, noch besser: es wird Sein:

Wenn wir fragen, wo sich dieses existierende Denken befindet, so können wir nur antworten: im „Inneren" der bewußten Wesen, für uns vor allem im Geistesleben der Menschheit. (S. 7.)

Dies ist der „Satz des Geistes", auf dem die dritte und letzte Gruppe der Geistes- oder Normwissenschaften ersteht. Beruhen die Seinswissenschaften auf der Synthese des Rationalen und Irrationalen, der Denkform und des Seinsgehaltes, so in gesteigertem Maße die Geisteswissenschaften, deren Gegenstände geistige Schöpfungen wie Wissenschaft und Kunst, Recht und Gemeinschaft, Philosophie und Theologie, Ethos und Metaphysik sind. Es ist nicht möglich — obwohl immer wieder der Versuch gemacht wird — die Geisteswissenschaften in eine der beiden andern Gruppen einzuordnen, mit Hilfe der Psychologie in die Seinswissenschaften oder mit Hilfe der Logik in die Denkwissenschaften. Das Erstere nicht, weil Geisteswissenschaft wie Wissenschaftslehre, oder Kunstlehre, oder Rechtslehre, oder Gemeinschaftslehre produktiv und normativ ist, Geltungsansprüche erhebt. Der Begriff des Geltens, die Paradoxie eines Seienden, das doch kein Seiendes ist, einer zu realisierenden Norm, mit der das Seiende jedoch nie völlig sich deckt, ist eine „Urfunktion", die aus dem Sein selbst nicht deduzierbar ist. Das Zweite nicht, weil —

in jedem Akt wirklichen Geisteslebens keineswegs bloß eine logische Form verwirklicht wird, sondern eine allem Logischen zunächst fremde, irrationale Gegebenheit hervorbricht, die sich mit dem Logischen vereint, und dadurch Geist, aber niemals nur Denkform wird. Der Logismus aller Art vergißt den irrational schöpferischen Charakter, den das Geistesleben durch die Seinserfülltheit hat. Gerade das Schöpferische ist das Eigentümliche, durch das der Geistesprozeß sich ebenso vom bloßen Sein, wie von der bloßen Denkform unterscheidet. (S. 9.)

Der Begriff des Geistes setzt die Urelemente des Wissens, Denken und Sein, voraus, ist aber trotz der Abhängigkeit von beiden eine in diese Elemente nicht auflösbare synthetische Form. Auch die Denkwissenschaften handeln vom Gültigen. Aber Geist ist das noch nicht, wenn auch die Erfassung der ewig gültigen Formen des rein in sich ruhenden Denkens geistiges Tun ist. „Geist ist erst da, wo Seiendes unter die Geltung tritt" (S. 90 f.). Geist ist erst die schöpferische Setzung, die Allgemeines in der Konkretheit und Fülle, in der Individualität und Unendlichkeit des Besonderen verwirklicht. Es ist nicht so, daß der normative Charakter als etwas Vorgegebenes, gewissermaßen a priori Konstruierbares, zu den geistigen Schöpfungen hinzukäme, als ob die rationalen Normen unabhängig von ihnen existierten, gleichgültig gegen ihre eigene individuelle Verwirklichung. Das ist der Irrtum des abstrakten Logismus:

Die Normen werden in dem schöpferischen Prozeß des Geistes geboren; nur durch ihn haben sie Realität. (S. 100.)

Der systematische Charakter der Geisteswissenschaften ist in ihrem normativen Charakter begründet. Denn Normieren heißt ja: unter die Einheit eines geltenden Prinzips stellen. In den Denkwissenschaften bedarf es nicht des Systems, weil keine reale Mannigfaltigkeit von Objekten zur Einheit zu bringen ist. In den Seinswissenschaften ist ein System nicht möglich, weil die Unendlichkeit des Seins, weil jede neue Findung und Entdeckung in jedem Augenblick das System durchbrechen würden:

Das geisteswissenschaftliche System dagegen ist abgeschlossen, es ist eine einmalige schöpferische Setzung, die nicht durchbrochen, sondern nur abgelöst werden kann. (S. 103.)

Spricht man in den Denk- und Seinswissenschaften von einem System, so hat dies nur den Wert einer Zusammenstellung nach einheitlichen Gesichtspunkten. Damit das geisteswissenschaftliche System, das allein „echtes" System ist, sich begründen kann, muß es zu seiner Rechtfertigung die Denk- und Seinswissenschaften von sich ausscheiden und voneinander abgrenzen.

Mit der Dreiheit von Denk-, Seins- und Geisteswissenschaften ist das System der Wissenschaften vollendet. Eine Wissenschaft, die keiner dieser drei Gruppen angehören würde, ist undenkbar; denn in Denken, Sein und Geist ist das Wesen des Wissens selbst beschlossen. (S. 158.)

3. Das Metalogische

Tillich geht also in seinem System der Wissenschaften nicht vom sogenannten „Absoluten" aus, das in metaphysischen Systemen eine ebenso berüchtigte wie berühmte Rolle spielt, nicht von einer absoluten Substanz (Spinoza) oder von einem absoluten Ich (Fichte) oder von einer absoluten Idee (Hegel). Sein Ausgangspunkt liegt in der Idee des Wissens, also in einer letzten erkenntnistheoretischen Selbstbesinnung, die ihn auf die beiden Urelemente des Wissens: Denken und Sein, als dem vom Denken Gemeinten führt. Gleichzeitig aber sagt er, daß das Prinzip, von dem sein System lebt, Ausdruck einer letzten Wirklichkeitsschau ist, daß das Metaphysische die lebendige Kraft, Sinn und Blut seines wie jeden echten Systems sei. Wie sind diese beiden Aussagen, die erkenntnistheoretische und die metaphysische, vereinbar?

Der Einigungspunkt ist der wichtige Begriff des Metalogischen. Unter dem Metalogischen versteht Tillich die synthetische Einheit, die logisch um der Denkformen, metalogisch um des Seinsgehaltes willen ist. Aber nicht so sehr für das Erkenntnisziel als vielmehr für die Methode nimmt Tillich den Begriff des Metalogischen in Anspruch. „Jeder Gegenstand verlangt eine bestimmte Haltung des erkennenden Subjekts. Diese Haltung nennen wir Methode im weitesten Sinn" (S. 11). Die metalogische Methode ist nun nicht eine Methode neben andern, sondern sie ist die geisteswissenschaftliche Methode schlechthin, die dem ganzen System Haltung und Charakter gibt. Das Wesen der metalogischen Methode besteht darin, daß sie das irrationale Seinselement der auf das Sein gerichteten Funktionen wie Erkennen (erkenntnistheoretische Funktion), Anschauen (ästhetische Funktion), Gestalten (ethische Funktion), Glauben (religiöse Funktion) in das Logische, in die Denkform hineinschaut, und damit den Irrweg des von der Rationalisierung alles Seins lebenden Logismus vermeidet, ohne auf den Abweg der alle Form zerbrechenden alogistischen Willkür zu geraten. Das „Sein" bekommt auf diese Weise eine metaphysische Klangfarbe. Es ist nicht mehr rein das im erkenntnistheoretischen Verhältnis vom Bewußtseinsakt „Gemeinte". Es bestimmt sich näher, vielmehr es wird näher bestimmt, es bekommt eine Deutung, einen Sinn, wie es solchen Sinn ja überall hat, wo von ihm die Rede ist. Für den Atomisten ist das Sein eine materielle Dingwelt. Für den Logismus ist es die Grenze, die von den fortschreitenden Denkbestimmungen immer weiter zurückgeschoben wird. Für Fichte ist es die Schranke, die das Ich sich selber setzt, um mit dem Stachel seines Widerstandes stets aufs neue das Pflichtbewußtsein zu rastlosem Handeln anzuspornen. Für Tillich ist es „das allen Formen Gehalt gebende Unbedingt-Wirkliche" (S. 9 f.).

„Denken" wird Ausdruck des rationalen, gestaltenden, formtragenden Elementes, „Sein" wird Ausdruck des irrationalen, lebendigen, unendlichen Elementes, der Tiefe und der Schöpferkraft alles Wirklichen. (S. 10.)

Das Sein hat positiven Gehalt. (S. 114.)

Das Sein ist unendlich für das Denken; es ist der Abgrund und das ewige Jenseits jeder Einzelform ... denn das Sein ist der Gehalt, die Realität, der unbedingte Sinn, der jeder Einzelform Realität und Sinn gibt. (S. 105 f.)

Man beachte die Ausdrücke, die Tillich für das „Sein" verwendet: irrational, lebendig, Tiefe, Schöpferkraft, Gehalt, Unbedingt-Wirkliches, unbedingter Sinn, Abgrund. Hier haben wir offenbar den Punkt erreicht, den Tillich meint, wenn er von der letzten Wirklichkeitsschau spricht, von der sein System unbeschadet des erkenntnistheoretischen Ausgangspunktes getragen wird. Die verwendeten Ausdrücke lassen aber auch erkennen, daß diese letzte Wirklichkeitsschau in sehr vagen und immer noch sehr allgemeinen Bestimmungen gefaßt ist. Das „Sein" der Seinswissenschaften und das „Sein" der Geisteswissenschaften gehen ziemlich unvermittelt ineinander über, ohne daß man über das Wie dieses Übergangs Genaueres erfährt. Gehört die nähere Ausführung nicht mehr in das System der Wissenschaften? Gehört sie in die Metaphysik- oder Religionslehre? Diese Fragen bleiben offen. Das System ist ein „Entwurf".

4. Gesetz, Gestalt, Folge

Kommen wir nun zu den einzelnen Teilen des Systems, so mag das über die Denkwissenschaften bereits Gesagte genügen. Wir betrachten den Aufbau der Seinswissenschaften, in denen der Widerstreit von Einheit und Fremdheit der Urelemente des Wissens aktuell wird. Dieser Widerstreit läßt drei typische Grundstellungen zu.

1. Das Denken sucht zu Gunsten seiner allgemeinen Formen das Sein dadurch restlos zu bestimmen, daß es alle individuelle und qualitative Mannigfaltigkeit und Einzelheit auslöscht. Erkenntnisziel sind Gesetzesbegriffe. Dem Erkenntnisziel entspricht die Seinsform der physikalischen Wirklichkeit.

Die Sätze der Logik und Mathematik vergewaltigen die Dinge nicht, denn sie lassen sich nicht mit ihnen ein. Die physikalischen Gesetze löschen das Individuelle, Seinshafte der Dinge aus, um herrschen zu können. Das Gesetz ist also dasjenige Erkenntnisziel, in dem das Einzelne aufgehoben wird im Allgemeinen. (S. 22.)

Es ist die Gruppe der „Gesetzeswissenschaften".

2. „Der Widerstand des Seins gegen das Denken kommt in der Setzung des Individuellen zum Ausdruck. Je individualisierter eine Wirklichkeitsgruppe ist, desto seinserfüllter, desto wirklicher ist sie" (S. 43/44). Desto

mehr leistet sie auch dem rationalen Begreifen Widerstand. Die den Gesetzeswissenschaften gegenteilige Begriffsbildung, die herausgearbeitet zu haben ein Verdienst der Rickertschen Schule ist, zielt nicht auf die Aufhebung, sondern auf die Darstellung des Einzelnen und Individuellen, das in dem Zusammenhang einer zeitlichen Folge steht. An Stelle des Gesetzes-Zusammenhanges tritt der Folge-Zusammenhang. Dem Erkenntnisziel der Folge-Begriffe entspricht die geistig-individuelle Seinsform der historischen Wirklichkeit. Es ist die Gruppe der „Folgewissenschaften". Die grundlegende Kategorie der Seinswissenschaften ist die Kausalität. Seiender Zusammenhang ist kausaler Zusammenhang, auch in der Geschichte. Denn jeder historische Moment ist bedingt durch die Gesamtheit der voraufgegangenen Momente. Er wäre nicht möglich ohne sie. Aber während in der physikalischen Gesetzessphäre die Kausalität quantitativ ist und unter dem Gesetz der Äquivalenz steht: in der Wirkung ist nicht mehr als in der Ursache, ist die Kausalität in der historischen Sphäre qualitativ und produktiv: „in der Wirkung ist etwas Neues gegenüber der Ursache, und der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung ist keine Regel, sondern eine Sinnfolge" (S. 33. 76). Die Geschichte ist die Sphäre der „schöpferischen Neusetzung" (S. 77). Die Wissenschaft von ihr, gebunden an die Elemente Forschung, Einfühlung, Darstellung, trägt um des vorgegebenen Materials willen — eine neuentdeckte Urkunde kann die geistvollste Konstruktion zerstören — fundamental seinswissenschaftlichen Charakter. Damit löst Tillich die Historie aus dem Verband der Kultur- oder Geisteswissenschaften heraus, in dem sie von der herkömmlichen Systematik belassen wird. Geschichtswissenschaft ist nicht normativ wie die Geisteswissenschaften, ist aber, da sie auf Geisterfassung beruht, „Grundlage" der Geistesgeschichte und damit „Voraussetzung" der Geisteswissenschaft (S. 75. 80 f.).

3. Die dritte mögliche Grundstellung läßt das Allgemeine und das Besondere, das Gesetzlich-Quantitative und das Individuell-Qualitative, bildlich gesprochen, im Gleichgewicht. Zu dem Gesetzes- und Folgebegriff kommt der „Gestaltbegriff", auf den Tillich für sein System den größten Wert legt, weil er einen langen und hartnäckigen wissenschaftlichen Streit zu schlichten berufen ist, auf den wir noch kommen werden. „Ein völlig geformtes in sich geschlossenes Seiendes nennen wir eine Gestalt" (S. 12). Maßgebend für eine echte Gestalt ist ihre Abgeschlossenheit gegen jede andere Gestalt und der lebendige Funktionszusammenhang, indem die einzelnen Teile und Glieder nur in dem Zusammenhang des Ganzen Wirklichkeit haben. „Ein Gedanke oder ein Gefühl außerhalb einer psychischen Gestalt ist ebenso unmöglich wie ein Arm oder ein Nerv außerhalb einer biologischen Gestalt" (S. 45). Echte Gestalten sind der biologische, der psychische und der soziale Organismus, denen die „Gestaltwissenschaften" der Biologie, der Psychologie und der Soziologie entsprechen. Dem Erkenntnisziel der Gestaltbegriffe entspricht die Seinsform der organischen Wirklichkeit.

Das Verhältnis von Gesetz, Folge und Gestalt ist aber nun derartig, daß die Gestalt Voraussetzung von Gesetz und Folge ist, Gesetz- und Folgeprozesse sich an der Gestalt abspielen. „Nur an Gestalten können sich Gesetze und Folgen vollziehen" (S. 26). Dem scheint zu widersprechen, daß Gesetz- und Folgewissenschaften selbständige Gruppen neben den Gestaltwissenschaften sind. Das sind sie zwar. Sie erkennen allgemeine oder besondere Vorgänge, die nicht zu einer „geschlossenen Gestalt" gehören. Aber ihr Gegenstand sind „unvollkommene oder offene Gestalten", wie ein chemischer Prozeß, wie eine historische Reihe. „Die Zusammenhänge, die sie schaffen, sind gleichsam linear: sie kommen aus dem Unendlichen und gehen ins Unendliche. Der Gestaltzusammenhang dagegen ist gleichsam kreisförmig: er stellt ein geschlossenes System dar" (S. 24). Den Gestaltwissenschaften ist die Gestalt gegeben und Gegenstand der Erfahrung; sie wird wahrgenommen und beschrieben. Den Gesetzes- und Folgewissenschaften ist die Gestalt aufgegeben. Auch für die letzteren also ist das Prius die Gestalt, nicht eine einzelne Gestalt, sondern die Gestalt, die universale Gestalt, die zugleich universale Folge, zugleich geschlossen und unendlich ist. Nur bleibt sie „Idee", bleibt sie die widerspruchsvolle „Denkforderung" der coincidentia oppositorum, d. h. des Zusammenfallens von absoluter Form und absolutem Gehalt.

Gemeint ist die Tatsache der letzten Positivität des Seins, der Urgegebenheit einer kosmischen Gestalt, die als das letzte Prius aller mechanischen, organischen und psychischen Prozesse gedacht werden muß: Die Urschöpfung, die nicht anders erfaßt werden kann, als durch ein Stillestehen des Denkens vor dem Abgrund des bloßen Seins, der absoluten Position. (S. 60.)

Die kosmische Gestalt, die kosmische Geschichte, und die kosmische Geschichte, die kosmische Gestalt ist, sind also nicht Gegenstände metaphysischer Erkenntnis, sondern metaphysische Symbole für den „Abgrund des bloßen Seins". Und da endlich die Geschichte Geschichte geisttragender, individuell-schöpferischer Gestalten ist, so ist auch die universale Gestalt geisttragende Gestalt. So kommt Tillich zu der äußersten und tiefsten Erkenntnis seines Systems, in der erkenntnistheoretische Selbstbesinnung und letzte Wirklichkeitsschau sich durchdringen:

Die universale, geisttragende, individuell-schöpferische Gestalt ist das höchste metaphysische Symbol, — aber es ist ein Symbol. (S. 80.)

Sie ist ein Symbol, dessen Elemente der Begriffssprache der Einzelwissenschaften entnommen sind, die aber — das macht sie zum Symbol — etwas meint, was sich ins Unendliche der Begreifbarkeit entzieht.

5. Der Methodenstreit

Das Verhältnis, das zwischen Gestalt, Gesetz und Folge obwaltet, wirft für das Problem der Methode eine weittragende Erkenntnis ab. Gesetz und Folge setzen die Gestalt voraus. Und wo Gestalt ist, vollziehen sich Gesetze und Folgen. Gesetzes-, Gestalt- und Folgemethode beschränken sich daher nicht auf das ihnen entsprechende physikalische oder organische oder historische Wirklichkeitsgebiet, sondern dringen von dem Gebiet, wo sie eigentlich und ursprünglich zuständig sind, in die beiden andern Gebiete ein. Diesem Sachverhalt wird Tillich gerecht durch die Unterscheidung von „autogenen" und „heterogenen" Methoden:

Die Methoden sind autogen in ihrem Heimatgebiet; hier sind sie den Objekten adäquat; sie sind heterogen, sobald sie in Fremdgebiete übergreifen und nur einem Element der Objekte adäquat, dem Objekt als Ganzen aber inadäquat sind. (S. 27.)

Innerhalb der physikalischen Sphäre ist die Gesetzes-Methode autogen. Es macht sich aber das heterogene Eindringen der Gestalt-Methode in der makro- und mikrokosmischen Gestaltenlehre, der historischen Methode in der Geschichte der Himmelskörper und Stoffe geltend.

Innerhalb der organischen Gruppe ist die Gestaltenmethode autogen und allbeherrschend. Ein heterogenes Auftreten der Gesetzesmethode liegt da vor, wo die Entwicklung der Gestalten aus allgemein-physikalischen Gesetzen erklärt werden, ein heterogenes Eindringen der historischen Methode da, wo die Entwicklungslehre zur Geschichte der biologischen, psychologischen und soziologischen Formen wird.

Innerhalb der historischen Wirklichkeit ist die Folgemethode autogen. Das heterogene Eindringen der beiden andern Methoden zeigt sich als geistige Gestaltenlehre und Erforschung von Geschichtsgesetzen.

Der Streit der methodischen Richtung (Natur- und Kulturwissenschaften) und der gegenständlichen Richtung (Natur- und Geisteswissenschaften) der bisherigen Wissenschaftssystematik verfiel der Unfruchtbarkeit, weil die Wirklichkeit reicher ist, als daß sie in zwei Gebiete aufge-

teilt werden könnte, oder daß sich zwei Methoden in sie teilen könnten. Für die gegenständliche Richtung ist die Psychologie grundlegende Geisteswissenschaft. Ist sie das, so verliert der Geist seinen individuell-einmaligen und schöpferischen Charakter. Die Geisteswissenschaften verlieren ihren normativen Charakter, sie fallen der Beschreibung von Gestalten und Strukturen anheim. Die methodische Richtung macht die Psychologie zur generalisierend verfahrenden Naturwissenschaft. Sie kennt nicht das Gebiet der Gestaltwissenschaften, denen die Psychologie angehört. Sie unterscheidet nicht die seinswissenschaftliche Historie von den systematischen Geisteswissenschaften. Sie schränkt die historische Methode unerlaubterweise auf die Kulturwissenschaften ein. Sie kennt nicht den Unterschied von autogenen und heterogenen Methoden. Beide Richtungen der bisherigen Wissenschaftssystematik verfehlen den schöpferisch-irrationalen Charakter des Seins. Der Begriff der „Naturwissenschaften" endlich ist aus der Systematik der Wissenschaften überhaupt auszuscheiden:

Systematisch gehört Mathematik zu den Denkwissenschaften und Biologie zu den Gestaltwissenschaften. Der Begriff der Naturwissenschaft — namentlich im Gegensatz zur Geisteswissenschaft — hat methodisch soviel Unheil angerichtet, daß es an der Zeit ist, ihn entweder durch Seinswissenschaft zu ersetzen, oder ihn auf die physikalische Gruppe, unter Ausschluß von Mathematik, Biologie und Psychologie zu beschränken. Denn das Mathematische ist noch nicht „Natur", und Leben und Seele sind nicht mehr bloß „Natur".

Hamburg Kurt Leese

„Gott will es!"?

Der Wille Gottes steht in seinen großen Linien klar vor uns. Die zehn Gebote und das Evangelium Jesu, beides zusammengefaßt im Doppelgebot der Liebe, weisen uns den Weg. Dies Grundgesetz halten, heißt den Willen Gottes tun.

Sobald uns aber das Leben vor die Entscheidung einzelner Lagen und Aufgaben stellt, genügt das Grundgesetz nicht mehr. Soll ich Bäcker oder Schlosser, Mediziner oder Theologe werden? Soll ich den oder den Mann heiraten? Soll ich meinen untreuen Mann verlassen oder soll ich, trotz allem, bei ihm ausharren? Soll ich auswandern oder nicht? Soll ich mich operieren lassen oder darauf bauen, daß mir Gott auch ohne Operation durchhilft? Soll ich mein Leben asketisch oder weltoffen, proletarisch oder bürgerlich gestalten? Soll ich mein Christentum aktiv oder passiv, handelnd oder leidend bewähren? Soll ich mich selbst entscheiden oder warten, bis Gott entscheidet? Und dergleichen mehr! Die Fragen nehmen sich klein, kleinlich aus; sobald sie aber auftauchen, werden sie zu bestimmenden Schicksalsfragen. Werden sie das aber, dann muß ich über den Willen Gottes ins Reine kommen. Kann ich das? Kann ich untrüglich inne werden, welche Entscheidung im einzelnen Fall dem Willen Gottes entspricht?

Die Schwierigkeit wächst, wenn sich meine Entscheidung auch an Anderen auswirken wird, vollends, wenn es sich um die großen Schicksalsfragen der Gesamtheit, des Volkes handelt: wohin geht da im einzelnen Fall der Wille Gottes? Ist z. B. der Krieg oder der Friede Gott gemäß? Sind wir Deutschen im Weltkrieg unterlegen, weil wir 1914 dem Friedens willen Gottes oder weil wir 1918 dem auf die Selbstbehauptung der Völker gerichteten Willen Gottes nicht gehorcht haben, nicht mit der vollen Entschlossenheit, die unsre Feinde besaßen? Weiter: Monarchie oder Demokratie? Autorität oder Freiheit? Individualistische oder kapitalistische Wirtschaftsform? Volkstum oder Internationale? Ebenso aber auch: Mannesrecht oder Frauenrecht? Anerkennung oder Verwerfung der Todesstrafe? Alkoholabstinenz oder Zulassung des Alkohols? Erziehen oder werden lassen? Dem Bösen nicht widerstehen oder gegen das Böse kämpfen — was will hierin Gott?

Ahnungen, Träume, Hellsehen, Wahrsagen und andere Äußerungen der okkulten Welt führen nicht zur Klarheit. Sofern ihnen überhaupt ein Wert beizumessen ist, haben sie doch mit Gott nichts zu tun, auch dann nicht, wenn sie einem frommen Menschen widerfahren. Sie stammen aus dunklen, unheimlichen Welten, Gott aber ist der Gott des Lichts, okkulte Dinge sind mit der Klarheit des Evangeliums unvereinbar.

Die alten Griechen haben, um den Willen Gottes zu erforschen, nach Delphi geschickt und das Orakel befragt. Die römische Kirche besitzt, wenigstens für die grundsätzlichen Fragen des Glaubens und der Sitte, ihr unfehlbares Lehramt: es spricht ex cathedra und im Beichtstuhl. Der fromme evangelische Christ hat ehedem das Los geworfen, zum Spruchkästlein gegriffen oder die Bibel aufgeschlagen; die erste Stelle, die sein Blick traf, zeigte ihm, was Gott wollte. Damit war aber die Bibel zum Orakelbuch herabgewürdigt, also das Heidentum wieder heraufgeführt.

Mithin bleiben nur zwei Wege: die Offenbarung Gottes, wie sie in den großen Linien, den Geschichten und Gestalten, dem Geist der Bibel niedergelegt ist, oder die Offenbarung, die Gott dem Einzelnen unmittelbar, im Gebetsverkehr, schenkt.

Beide Wege verschaffen uns eine gewisse Sicherheit und geben weithin dem Gewissen und Willen die feste, klare Richtung. Wenigstens dann, wenn es klare und entschlußfreudige Menschen sind, die sie betreten. Ein Teil der Fragen bleibt aber auch dann ungelöst. Oder die Lösung ist nur scheinbar; hinter ihr lauert der Zweifel, ob sich die vermeintliche Offenbarung wirklich mit dem Willen Gottes deckt.

Als z. B. Peter von Amiens zu den Kreuzzügen aufrief, zwang er mit seinem „Gott will es!" die ganze Christenheit, ihm zu folgen. Waren aber die Kreuzzüge wirklich nach dem Willen Gottes? Auch der Kinderkreuzzug, diese „krankhafte Verzerrung eines nicht mehr ganz lebensfähigen Gedankens"? Die Väter der Inquisition, die Schürer des Hexenwahns, die Betreiber der Gegenreformation haben sich, so gut wie Luther und Gustav Adolf, auf den Willen Gottes berufen. Im Jahre 1904 richtete Hermann Kutter sein offenes Wort an die christliche Gesellschaft: „Sie müssen" — nämlich: die Sozialdemokraten müssen gegen die Herrschaft des Mammons und für eine höhere Ordnung kämpfen; dazu treibt sie unbewußt der lebendige Gott — das war gleichbedeutend mit dem „Gott will es". Aber mit nicht minder gutem und kraftvollem Gewissen setzte ihm ein Anderer die Schrift „Sie müssen nicht" entgegen. Von 1914 bis 1918 waren wir Deutschen, ebenso aber auch unsere Feinde fest davon überzeugt, für die Sache Gottes zu kämpfen und den Willen Gottes zu tun. Auch die Fragen, vor die unser Volk seit dem Umsturz gestellt ist, werden aus dem vermeintlich erkannten Willen Gottes heraus gleichfalls ganz verschieden, oft in völlig entgegengesetztem Sinn, beantwortet. Alle aber, denen es ernstlich auf den Willen Gottes ankommt, glauben seinen Willen auf Grund seiner Offenbarung zu kennen, sei es aus der objektiven Offenbarungsurkunde, der Heiligen Schrift, sei es aus einer unmittelbaren, persönlichen Offenbarung heraus, sei es aus beiden gemeinsam, und gelangen gleichwohl zu keinem einheitlichen Ergebnis.

Woran liegt das?

An der Vielseitigkeit und Vieldeutigkeit der Heiligen Schrift, an der Unkontrollierbarkeit der unmittelbaren Offenbarung und an dem eigenen Ich des Menschen; denn auch der frömmste Mensch behält sein eigenes Ich.

Die Bibel ist in ihrem Aufbau, in der Umfassung ganzer Kulturperioden und einer Fülle von Menschenleben so vielseitig, daß sich jeder ernste Standpunkt aus ihr heraus begründen läßt; selbst in einer verhältnismäßig so einfachen Frage wie der des Alkohols ist aus ihr heraus kein unbedingtes Urteil zu gewinnen. Sogar der Höhepunkt und das Ziel der biblischen Entwicklung, die Offenbarung Gottes in Jesus Christus, gewährt mancherlei

Deutung Raum. Hat Jesus z. B. dem Bösen widerstanden oder nicht? Er hat das Zweite gefordert und doch sein Leben lang das Erste getan, gegen das Böse gekämpft. War Jesus Quietist oder Aktivist, d. h. hat er die Entscheidungen Gott anheimgestellt oder selbst handelnd eingegriffen? Er hat, je nach der Lage, beides getan. Hat Jesus weltoffen oder asketisch gelebt? Er hat vermutlich die denkbar geringsten Anforderungen an Lebensgenuß, Zivilisation und Kultur gestellt und ist doch von dem Asketentum des Täufers abgerückt. Ist Jesus auf Seiten des Kapitalismus oder des Kommunismus gestanden? Er war mit seinen Jüngern in kommunistischer Verbrauchsgenossenschaft verbunden, hat aber mit ihnen von den Gaben gelebt, die ihm begüterte Leute reichten, und hat durch ihre Annahme das Recht auf irdischen Besitz anerkannt. Die Reihe ließe sich fortsetzen; schon das Wenige zeigt aber, daß Lehre und Leben Jesu nicht genügen, um uns in allen Lagen unsres Lebens den Willen Gottes untrüglich zu verbürgen. Wenn aber nicht einmal das Evangelium Jesu ausreicht, was dann?

Die individuelle Offenbarung Gottes im Gebetsverkehr — ja, sie gibt unsrer Seele Kraft und führt, wie nichts Anderes, zur Gewißheit; was ich persönlich erlebe, das ist für mich doch letzte Wahrheit und Wirklichkeit! Wer bürgt aber dafür, daß dabei wirklich eine Offenbarung Gottes vorliegt? Daß, was ich als Offenbarung Gottes auffasse, nicht doch anders zu erklären ist? Ein evangelischer Theologe, der in unsrer Kirche mit großem Segen gewirkt und der alle wichtigen Wendungen seines Lebens auf die zweckesetzende Wirkung Gottes zurückgeführt hat, Martin Kähler, hat in seinem 78. Lebensjahr voll demütiger Selbstbescheidung bekannt: „Mir sind nie innere, unvermittelte Anweisungen, Zusprüche oder Vergewisserungen zu Teil geworden." Und doch war er im regsten Gebetsverkehr mit Gott gestanden! Aber er hat in aller Nüchternheit stets damit gerechnet, daß, was unser Inneres als Gottes Geist und Stimme zu vernehmen glaubt, vielleicht doch nur die Stimme unsres eignen Geistes ist. Denn wir mögen uns in die Schrift oder, ohne die Schrift, unmittelbar in Gott versenken, immer ist es unser eigenes Ich, das sich hineinversenkt, immer suchen wir mit unseren Augen und beten wir mit unserem Herzen; das eigne Ich, die eignen Gedanken, den eignen Willen, das eigne Begehren ganz auszuschalten, ist unmöglich.

Darum holen wir, selbst unbewußt, aus der Bibel zuletzt doch nur heraus, was unsrer besonderen Art entspricht. Unsre Art mag dadurch bereichert und vertieft werden, der ständige Verkehr mit der Bibel mag eine Wechselwirkung hervorbringen, im günstigsten Fall entsteht doch nur eine Diagonale aus dem Geist der Bibel und unserem Geist. Selbst Luther hat, als er sich in Worms auf die Bibel berief, damit doch in Wirklichkeit eine Tat seines eigenen, ob auch an der Bibel genährten und geklärten, Gewissens vollbracht.

So geht es im Verkehr mit dem objektiven Bibelwort; wie dann erst bei der Offenbarung Gottes im Gebetsverkehr! Gott Lob, diese Offenbarung gibt es. Kraft, Friede, Demut, Geduld, Entschlossenheit, kurz die Stärkung und Läuterung des Gemüts und Willens ist ihre Frucht. Und doch ist selbst diese Frucht vielleicht nur der im Gebet aufs höchste gesteigerte Ausdruck unsrer eignen Seelenkraft! Kommen vollends bestimmte Ansichten und Absichten, kommen die Ziele unsres Wollens in Betracht, dann ist stets mit der Möglichkeit zu rechnen, daß wir uns im Gebet unsern eignen Willen als den Willen Gottes suggerieren. Ich habe eine Tat vor, bete zu Gott um Klarheit, bin nach viertelstündigem Gebet meiner Sache gewiß, danke Gott mit heißem Herzen für die Gewißheit und habe mir vielleicht doch nur selbst bestätigt, was ich wollte und weil ich es wollte. Ja, ich kann Gott mein ganzes Ich zum Opfer bringen, kann leidenschaftlich zu ihm flehen, daß er mich ganz von mir frei mache und nur seinen Willen an mir vollziehe: und doch hat, was mir darnach als Offenbarung seines Willens erscheint, vielleicht nur meine eigene Leidenschaft, mein leidenschaftlicher Wille nach Leidenschaftslosigkeit, hervorgebracht.

Wie kommen wir dann aber zur Gewißheit? Was sollen wir tun?

Gar nichts? Passiv bleiben, auf das unmittelbare Eingreifen Gottes, auf das Wunder warten? Nein! Gott hat uns Vernunft und Willen, Urteilskraft und Entscheidungspflicht gegeben, damit wir sie gebrauchen. Wer immer paßt, verliert das Spiel!

Gerade dies sollen wir tun: nicht auf das Wunder, nicht auf die förmliche Offenbarung, nicht auf die unmittelbare Weisung Gottes warten, sondern mit den Gaben und Kräften, die uns Gott verliehen hat, selbst die Entscheidung treffen. Wir prüfen die Fragen technisch und sittlich, also die Richtigkeit und das Recht unsres Handelns, wir prüfen sie so streng und objektiv, wie mans in eigner Sache irgend kann, wir bringen sie vor das höchste Forum, den heiligen Ernst und die unendliche Güte Gottes. Im Gebet zu Gott suchen wir ganz klar in unserm Urteil, ganz rein in unseren Absichten, ganz fest in unserem Entschluß zu werden; aber die Entscheidung obliegt uns selbst. Bleibt uns die erhoffte Gewißheit aus, dann fehlt uns entweder die Entschlußkraft oder der Weg, den wir gehen wollten, entspricht nicht dem Willen Gottes. In beiden Fällen stecken wir die Zeltpflöcke zurück und warten, bis wir reifer werden oder die Sache untrüglich zur Entscheidung reift. Ein Weg, der heute nicht Gott gemäß ist, kann es doch übers Jahr werden oder sich uns übers Jahr endgültig als nicht Gott gemäß herausstellen. Hilft uns das Gebet zum sicheren Urteil, so fällt das Urteil allerdings in der Regel so aus, daß es sich mit unserem Charakter deckt: eine zögernde Natur wird mit dem „Tu es nicht!", eine tatkräftige mit dem verstärkten Willen zur Tat aus dem Gebet hervorgehen, beide nur dessen gewiß, das ohnehin, auch ohne Gebet, in ihnen lag. Beide sind aber fester geworden als zuvor, und über alles Schwanken hinausgeführt. Und nun gehen wir herzhaft ans Werk. Gelingt es, gut. Gelingt es nicht, dann ist doch Gott nicht belastet, als hätte er uns falsch geführt, sondern wir hatten uns in dem Willen Gottes getäuscht oder Gott hatte das Mißlingen gewollt. Aber in beiden Fällen hatten wir richtig gehandelt, so gehandelt, wie wir es nach allem tun mußten. Dann wird uns auch der Mißerfolg zum Besten dienen.

Noch ernster, noch gewissenhafter werden wir prüfen, wenn wir für Andere mit zu entscheiden haben, wenn unser Entschluß, unsere Tat Andere, Tausende, vielleicht unser ganzes Volk in Mitleidenschaft zieht. Wir werden dann auch mit der Berufung auf Gott doppelt vorsichtig sein. Und wenn sich ein Anderer auf Gott beruft und sein „Gott will es!" der Menge aufzuzwingen sucht, so werden wir ihn fragen, woher er denn wisse, was Gott will. Seine Gewißheit ist noch kein Unterpfand dafür, daß sein Rat wirklich aus Gott stammt; sie kann auch daher kommen, daß in seinen engen Gesichtskreis keine andre Möglichkeit des göttlichen Willens getreten ist. Aber die Entscheidung muß irgendwie fallen. Nur nehmen wir sie, je frömmer wir sind, um so williger auf die eigene Kappe, statt daß wir uns in den Mantel Gottes hüllen. Erweist sich die Entscheidung als richtig, dann geben wir Gott die Ehre. Erweist sie sich als falsch, dann messen wir gleichwohl nicht Gott die Schuld zu. Hatten wir uns aber in heiligem Ernst an Gott orientiert, dann sind auch unsre Herzen und Hände frei von Schuld und waren wir nur dem Irrtum erlegen. Irren aber gehört zu der Tragik des Menschentums, und sich im Willen Gottes irren zur Tragik der Frömmigkeit.

Denn Gott, auch der Gott, der sich in Jesus Christus offenbart hat, ist zuletzt doch ein — verborgener Gott!

Frankfurt a. M. Johannes Kübel

Fragen heutiger Religiosität bei Rilke

Der Dichter Rainer Maria Rilke ist in Deutschland mit seinem Wesentlichen noch immer unbekannt. Das hat sich wieder sehr deutlich in den zu seinem 50. Geburtstag erschienenen Veröffentlichungen gezeigt. Man sieht in ihm den Dichter des Stundenbuches und den Dichter zarter Dekadenzen, der er in seiner Jugend sicher und bisweilen auch später noch ist. Das gefährliche Prinzip, nach Generationen abzuteilen, das die Auswirkung der Gereiften auf die Jüngeren gefährdet, läßt ihn als Vertreter der vorigen Generation und darum nicht mehr als voll beachtlich erscheinen. Außerdem kommt seine Wirkung beeinträchtigend hinzu, daß die Nation, die Hauptmann und Thomas Mann als ihre Dichter feiert, den dem Tschechenvolk durch Abstammung und Beheimatung verbundenen nicht als ihren Vertreter und nicht als nationalen Besitz betrachten kann. Diese Gesichtspunkte mögen auf ihrer Ebene ihr Recht haben; aber jenseits ihrer und gleichgültig gegen persönliche Dekadenzen, gegen Generations- und Volkszugehörigkeit liegt, was als das Werk dieses Dichters für uns wesentlich ist. Das Schaffen des reifen Rilke ist Erarbeitung von Weltgehalten, die für heutige Menschenrichtung weisend sein können. Von diesem Werk des gereiften Dichters aus ist das vorbereitende Frühwerk neu zu verstehen, statt daß man durch den einmal gewonnenen Aspekt sich für das Neue blind macht.

Rilke hat als 25jähriger das Stundenbuch geschrieben als Auswirkung und Zeugnis seiner damaligen Bestrebungen und Zwiespälte. In dem um Gott ringenden Stundenbuch sind die Probleme zuerst sichtbar geworden, die sein Schaffen zuinnerst vorwärts treiben. Es geht ihm um Erfahrung und Erfassung Gottes, es handelt sich um das Scheitern des Strebens, Gottes inne zu sein: „Deine Namen stehen vor dir wie Wände." Die Namen, Meinungen, Dogmen über Gott verdecken Gott, versperren die Zugänge zu ihm. Das ist das erste entscheidende Erlebnis Rilkes. Gott aber soll begriffen werden, wir brauchen Gott „wie Brot". Daraus entspringen die Versuche Rilkes, neue Worte für Gottes Wesenheit zu finden. Er wird nicht als Vater, sondern als Sohn benannt usw. Es werden paradoxe Formulierungen ausgesprochen, Mythen erzählt, die sofort wieder zurücknehmen, was sie eben sagten, und so Gottes Sinn möglichst wenig binden.

Das zweite weiter führende Erlebnis ist dann, daß die neuen Namen Gott ebenso verschütten wie die alten. Der Zweifel setzt ein: „Bin ich denn jetzt in dir, oder bin ich in der Angst der großen Städte?" „Ersonnen ist ein jeder Sinn." Gott läßt sich nicht greifen. Und wenn der Dichter glaubt, ihn so zu haben, daß er „kommen muß in sein Gebet", so ist er wieder der Gast, „der weiter geht." Der Dichter sieht, daß er sich verloren hat, wie er sagt, dorthin wo die Engel sind, die hoch im Lichte wohnend mehr an Lucifer glauben als an Gott. Gott ist ihm ein Reim geworden.

Das treibt den Dichter auf sich selbst zurück. Besinnung setzt ein. Wie kann es sein, daß der Mensch so scheitert, wenn er mit Gott sich in Beziehung zu setzen sucht?

Rilke sieht, daß dies nicht sein persönliches Problem ist, sondern daß es in weitestem Maße das Schicksal des modernen Daseins ist, mit dem Anderen, dem ihm Begegnenden, nicht in wahrhaften Kontakt kommen zu können. „Sie sagen Nein zu allen Dingen, die geduldig sind." Aber sie merken nicht oder wollen nicht merken, daß Alles fremd und abgewendet bleibt, worauf sie ihre Hand legen: Mensch, Tier und Ding in gleicher Weise. Während sie danach greifen, Name und Recht als ihr Siegel aufprägend, entzieht es sich ihnen gleichgültig oder feindselig. Auf dieses Versagen aufmerksam, findet es Rilke überall in dem ihn umgebenden Dasein. Das Leben der Großstädte sieht er konstituiert durch diese Fremdheit gegenüber den Gegenständen des Lebens, gegenüber Aufgaben und Schicksalen. „Die Städte sind nicht wahr", sie sind wie „Flucht vor Flammen", vor den verzehrenden Flammen, die aus allem Wirklichen entgegenschlagen. Sie leben nicht mit Wirklichkeiten, mit Gegenständen, die ihnen zu eigen sind, weil sie durch Liebesumgang sie sich erworben haben; sondern mit gekauften Dingen, mit Zufällen und kleinen Glücken. „Niemand lebt sein Leben", hat sich entschlossen zu den Dingen, die ihm zukommen, die ihm die Möglichkeit echten Bezugs bieten. Jeder strebt von sich fort, wie „aus dem Kerker, der ihn haßt und hält. Diese Flucht ist verständlich, weil eben in uns selbst, in der auf uns wartenden Wirklichkeit, zu tiefst der Tod verborgen ist. Dieser verheimlichte Tod ist der eigentliche König der Zeit, der sie Lenkende und Treibende. Ihm und der Wirklichkeit auszuweichen, baut das moderne Leben Lärm und Organisation der Großstädte um sich auf. Aber die verheimlichte und geflohene Wirklichkeit rächt sich. „Ihr eigener Tod hängt über ihnen grün und ohne Süße." Wenn es zum Sterben kommt, etwa zum Tod in einer heutigen Klinik, wird des modernen Lebens Sinnlehre offenbar.

Mit diesen Erkenntnissen wird das Stundenbuch selbst eigentlich nicht fertig. Es geschieht in ihm wieder ein Fliehen vor ihrer Härte zu dem Mythos vom künftigen Todgebärer. Aber der Fortgang des Rilkeschen Werkes bedeutet ein immer entschiedeneres Sichentschließen zu der Aufgabe, vor die ihn diese ihm begegnete Daseinssituation gestellt hatte. Schrittweise ringt er es sich ab, zu lesen in dem Buch, das ihm der Engel seiner Aufgabe vorhielt, bis er so las: „daß sich der Engel bog", wie es in einem Gedichte über einen Beauftragten Gottes heißt. Die verschiedenen Richtungen dieses Ringens zielen vor allem auf eine neue Welt- und Gegenstandserfahrung, auf richtige Liebe, auf Entschlossenheit zu Tod und Schicksal, und auf echten Bezug zu Gott. Die neue Erkenntnishaltung zum Gegenstand, die Rilke zuerst in den Neuen Gedichten betätigt hat, führt dazu, Mensch, Tier und Ding zu begreifen aus der Totalität ihrer Geschichte. Jedes Ding eröffnet sich nur demjenigen, der Druck, Grauen und Süße seines wirklichen Schicksals ihm sozusagen abzunehmen weiß. In dieser Absicht soll Rilke, ehe er sein berühmt gewordenes Panthergedicht schrieb, immer und immer wieder zu dem Käfig des Tieres gegangen sein. Bis er es ganz erfahren hatte, was dieses Dasein hinter den nie aussetzenden Kerkerstäben wesenhaft war. Nur solchem Mitmachen eines jeweiligen Schicksalsganzen, nicht den auf Weltbeherrschung zielenden, üblichen Allgemeinbegriffen, erschließt sich das Wirkliche.

Ein zweites Ergebnis des Ringens mit der im Stundenbuch aufgesprungenen Problematik ist die Lehre von der richtigen Liebe, jene Behauptung, daß die Liebe heute gelernt werden müsse und könne, die zuerst in den „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge" dann im „Requiem" ausgesprochen ist. Aus der Erkenntnis, daß wir das Geliebte nicht besitzen können; daß wir durch den Willen, seiner habhaft zu werden, es belasten und uns von ihm trennen, folgt die Befreiung von dem Besitzwillen. Dies können wir lernen, „uns zu lassen": nur auf diese Weise kommen wir in den richtigen Bezug zueinander. So hat Rilke diese Meinung zuerst ausgesprochen, die von den verschiedenen Seiten her das Fühlen der Heutigen zu beherrschen anfängt.

Diese richtige freigebende Liebe ist aber nur möglich, wenn das richtige Verhalten zu Tod und Schicksal gewonnen ist. Um dies Verhalten ringen Rilkes letzte Werke, die „Sonnette an Orpheus" und vor allem die „Duineser Elegien", die das Stärkste sind, was dem Dichter bisher gelungen ist. „Fürchtet euch nicht zu leiden, die Schwere, gebt sie zurück an der Erde Gewicht." Rilke ist hier der Fortsetzer von Kierkegaard und Nietzsche. Was der Eine als Verzweiflung, der Andere als Geist der Schwere kennzeichnete,

das sieht auch Rilke als den Grund des Verderbens an. „Bang verlangen wir nach einem Halte." Statt daß wir aus der Erkenntnis der Allgegenwart des Todes, der etwa schon dem kleinen Kinde, wie Rilke einmal sagt, im grauen Brot entgegentritt, den Tod gleichsam von vornherein in Kauf nehmen. Im Tiefsten wissend, daß überall der Tod wartet, nirgends ein Bleiben ist, würden wir heiter und geduldig mit dem jeweilig uns Aufgegebenen mitgehen, stets zu ihm bereit sein. Diese Bereitschaft zum Tode gründet aber letzten Endes wieder in einer Meinung von Gottes Willen und Wesen. Und damit kommen wir auf das in diesem Zusammenhang vor allem Wichtige.

Rilke hat aus dem Erleben der Gottfremdheit und des Fehlgreifens der auf Gott hinzielenden Worte bestimmte Folgerungen gezogen. Die Haltung, die der reife Rilke Gott gegenüber für echt und notwendig hält, ist eine von Gott wegsehende, dem Hiesigen und Alltäglichen zugewendete, die aber darum doch Gottes gewärtig bleibt. Gott ist nicht durch hingreifende Worte zu verrühren. Seiner wirklichen Stimme wären wir bei Weitem nicht gewachsen. Das Wort über Gott und an Gott ist leer und gegenstandslos. Es ist entweder der Versuch, Gott zu beschwören; mit solchem Willen hatte noch der junge Rilke es ausgesprochen. Aber dieser Gott, der auf die Beschwörung hin kommt, ist nicht der wahre, er ist nur das Spiegelbild unser selbst. Oder aber das Wort über Gott ist ein ungeduldiges Abstoßen des sich Nähernden. Denn der nicht beredete, nicht sozusagen abreagierte Gott könnte gefährlich werden; er könnte uns zwingen, unser Leben zu ändern. „Wir vergingen von seinem stärkeren Dasein." Das rechte Verhalten zu Gott ist dasjenige, das, wie Rilke sagt, gewisse Heilige betätigen: sie knieten weiter und achteten es nicht, wenn Gottes Engel sich ihnen näherte. Oder, wie Rilke es neuerdings formuliert hat: „reich dem Engel von deinem täglichen Brot". (Dieser Engel bei Rilke ist nicht notwendig als ein katholisches Erbe des Dichters aufzufassen, wie man es neuerdings von protestantisch-theologischer Seite aus getan hat. Er bedeutet vielmehr das Konkretwerden Gottes für den Einzelnen, die Wendung Gottes auf den Einzelnen hin.) Aus der notwendigen Abgewendetheit von Gott folgt bei Rilke das besondere Licht, in das die Beschäftigung mit den Dingen des täglichen Lebens gerückt ist. Wenn wir wie der Handwerker intensiv und in schweigsamer Tätigkeit irdischen Dingen irgendwelcher Art hingegeben sind, kommen wir noch am weitesten in der Richtung auf Gott hin, oder vielmehr kommt Gott am ehesten uns näher.

Die Rilkesche Meinung hat gewisse Berührungen mit der sogenannten dialektischen Theologie, die darauf aus ist, die Verhülltheit und Unnahbarkeit Gottes besonders hervorzuheben. Bei Rilke ist diese Ferne Gottes gesehen nicht als Sein allgemeines Wesen. Über das Wesen Gottes wagt der reife Rilke nicht mehr Behauptungen aufzustellen. Es scheint ihm sogar, daß frühere Zeiten zu Gott anders gestanden hätten. Aber jedenfalls ist für dieses moderne Dasein, so wie es heute sich durchschnittlich auslebt, dieser Bezug zu Gott der auferlegte und angemessene. Rilke selbst kommt zu seiner Haltung durch eine Beteiligtheit an der Zeitproblematik, die für ihn allerdings in eigenartiger Weise auf der Ebene seiner dichterischen Existenz sich auswirkt. Von seiner eigentümlichen Dichterproblematik aus hat Rilke den Zugang zu der Problematik des modernen Daseins überhaupt. Sofern nämlich der Dichter Magier ist, mit Worten des Wirklichen sich zu bemächtigen, das Geträumte sich zu bannen weiß, ist er um Besitz bemüht, flieht er vor dem Tode, wie das andere Leben, das mit Geld und Zerstreuung das Gleiche anstrebt. Wie der Dichter, so ist das moderne Leben überhaupt in stärkstem Maße das von der Phantasie besessene. Es wird von den Träumen der Möglichkeit getrieben, ist wie kein Zeitalter vor ihm bemüht, das Mögliche einzufangen und sich vor dem Tode zu sichern. Kein Zeitalter hat so wie dieses sich das Wirkliche wegorganisiert, versucht die leichten Scheinrealitäten an Stelle der tödlichen Wirklichkeit zu setzen.

Von dieser Problematik des magischen Willens und der Todesflucht ist auch das Werk des reifen Rilke mit konstituiert. Es ist stets in Gefahr, spielerisch das Mögliche aufzurufen, statt das Wirkliche auszusagen; zu werben, wie Rilke sagt, statt im Dasein zu stehen. Statt daß sein Gedicht immer errungen wäre Aug' in Auge mit dem ernsten Tode, scheint bisweilen aufgerufen ein Reich lockender Verwesung. Das muß zugegeben werden, gerade wenn man sich den Blick frei machen will für das Echte und Wesentliche, das in diesem Werke durchgesetzt ist.

Rilkes Dichtung trägt ihre Herkunft aus dieser Zeit als den Charakter einer gewissen Gebrochenheit und Unseligkeit deutlich zur Schau. Nicht nur in der Lehre vom Tode und von der Ferne Gottes, sondern auch ihre äußere Form ist dadurch bestimmt. Das wird besonders einleuchtend durch den Vergleich mit Dichtungen der klassischen Zeit, etwa mit Dichtungen Eichendorffs. Sie sind getragen und erfüllt von einem melodiehaften, zu lösendem Ende hinschwingenden Rhythmus, wie er überhaupt das Zeitalter des Barock beherrscht. Das Rilkesche Gedicht dagegen vollzieht sich stockend, reflektierend, in vielfachen Windungen und plötzlichen Gewaltsamkeiten. Aber diese reflektierende Gebrochenheit ist in der heutigen Situation für die Dichtung das Angemessene und Echte. Sie ist gleichsam die notwendige Buße, das einzige Gegenmittel gegen jene überwuchernde Verfallenheit an die Phantasiemöglichkeiten, die so weitgehend die heutige Dichtung leer und vergänglich machen. Anderseits wird man sagen können, daß auch diese Situation eine hohe Möglichkeit bedeutet, daß, wie Rilke sagt, „aus der Trauer seliger Fortschritt erwächst". Gegenüber der vergangenen Zeit soll herberes Wissen, härteres Stehen zu Tod, Schicksal und Gott sich durchsetzen.

Rilke selbst, der sich seines Zusammenhangs mit der deutschen klassischen Dichtung, insbesondere mit Goethe, immer deutlicher bewußt geworden ist, hat neuerdings in einem Gedicht, das an Goethes Divangedicht „Selige Sehnsucht" anklingen läßt, Zusammenhang und Neuartigkeit seiner Haltung sehr deutlich heraustreten lassen. Goethes Gedicht schloß bekanntlich damit, daß der Mensch ohne das „Stirb und Werde" nur ein trüber Gast auf Erden sei. Dies Stirb und Werde war nicht Goethes Standpunkt, nicht seine Vollendung, sondern seine „Sehnsucht". Er sehnte sich weg von der Umdunkeltheit der Erde. Dem dienen die Schleier der Dichtung, mit denen er sie umspielte, die griechischen, islamischen, persischen, katholischen Mythologien. Die Divaninterpretation von C. F. Rang hat diese Voraussetzung Goethes von der letztlich unerlösten Irdischkeit sehr scharf herausgehoben. Aber der Riß, der auch bei Goethe wirksam ist, wird da immer geflohen, sei es überbrückt, sei es nur überschleiert. Bei Rilke ist solche Überbrückung nicht mehr möglich. Er ergreift diese Dunkelheit bewußt als das ihm Aufgetragene, als seine Möglichkeit, zum „Dasein" zu kommen. Darum heißt es in seinem Gedicht an die Nacht: „Doch mit der dunkelen Erde e i n i g, wag ich es in dir" — in der Nacht, der Unhabbarkeit Gottes — „zu sein".

Rilke stammt aus der Dunkelheit, die vor allem Dunkelheit dieser Zeit ist. Aber seine Tat ist es, die in dieser Dunkelheit gründende Möglichkeit und Notwendigkeit aufzunehmen.

So nur ist es möglich, daß Rilkes Dichtung, die mit ihrer Selbstbezogenheit, ihrer Unruhe, ihren verführenden Dekadenzen, ihren schweifenden und spielenden Überfeinerungen dem Schicksal dieser Zeit in so deutlicher und für Fernerstehende befremdender Weise untersteht, anderseits zu dem Stärksten gerechnet werden muß, was heute in

deutscher Sprache gedichtet wurde. Diese Dichtungen sind nicht nur artistische Gipfelleistungen, sondern sie wissen auch das Wesentlichste zu sagen über die heute von uns einzuschlagende Wegrichtung. Sie kämpfen in einer an Wort und Wirkung verfallenen Welt um die Möglichkeit echter Existenz.

Marburg Justus Schwarz

Adolf Stöcker und Charles Kingsley

Ein Vergleich der Anfänge der christlich-sozialen Bewegung in Deutschland und in England. Habilitationsprobevorlesung

1. Die soziale Lage im 19. Jahrhundert. 2. Kingsley und seine christlichen Sozialisten. 3. Stöcker und seine Christlich-Sozialen. 4. Kingsley und Stöcker

1. Die soziale Lage im 19. Jahrhundert

Das neunzehnte Jahrhundert stellt in der Entwicklung der abendländischen Kultur einen der bedeutsamsten Zeitabschnitte dar, weil die während seines Verlaufs sich vollziehende radikale Umwälzung des Wirtschaftslebens die soziale Struktur der modernen Gesellschaft erzeugt hat. England ist in dieser Entwicklung führend sowohl, was die tatsächliche Entwicklung, als auch, was ihre theoretische Fundierung anlangt: es ist die Heimat des „Manchestertums", des modernen Industrialismus und Kapitalismus.

Die Agrarrevolution, wie man in England die große Umwälzung des landwirtschaftlichen Lebens nennt, fand dort schon in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts statt und setzte mit den sogenannten Enclosure-Acts ein, Gesetzen, welche die Urbarmachung und Parzellierung des Gemeindeweidelandes freistellten und dieses der Spekulation freigaben, sowie mit der Aufhebung der Getreidezölle, welche die einheimische kleine Landwirtschaft unrentabel machte und daher die Zusammenlegung der kleinen Pachtgüter veranlaßte. Die Folge davon war, daß viele selbständige Bauern zu Tagelöhnern wurden, deren Wohnungen sich in Ställe verwandelten und deren Geistesleben infolge drückendster Lohnverhältnisse und der Vernachlässigung jeder Volksbildung auf einen beispiellosen Tiefstand kam.

Die Revolutionierung der Industrie setzte nach den siegreichen Kriegen gegen Napoleon ein, die England zum Herrn der Meere machten und damit zum wirtschaftlichen Aufschluß seiner Kolonien befähigten. London wurde zum Mittelpunkt eines blühenden Welthandels und entwickelte sich zur ersten Millionenstadt, deren Massen zum großen Teil aus gestrandeten Existenzen bestanden. Denn viele hatte der Glanz der reichen Hauptstadt angezogen und aus ihren verzweifelten Existenzbedingungen auf dem Lande in die Stadt gelockt, wo sie der Spekulation geriebener Kleinhandwerker zum Opfer fielen, die mit dem Sweater System ein raffiniertes Ausbeutungsverfahren erfunden hatten. Besonders im Schneiderhandwerk vollzog sich der Umschwung vom „ehrbaren" zum „unehrlichen" Handwerk, wie es später kritisch genannt wurde, sehr rasch. Es entstand die Konfektionskleidung, welche die Kreise des Mittelstandes vor allem wegen ihrer Billigkeit gerne trugen, ohne zu wissen, daß der niedrige Preis nur durch das in der ganzen Menschheitsgeschichte beispiellose Elend Ostlondons möglich wurde. Neben dieser Klein- und Hausindustrie entwickelte sich mit dem Fortschreiten der maschinellen Entwicklung und des Bankwesens die Großindustrie. Hier kam es zu der krassesten Entfaltung des wirtschaftlichen Individualismus, welcher nur ein Ziel kannte: möglichst raschen und sicheren Gelderwerb, und nur eine Methode, die der gewissenlosesten Ausbeutung der Arbeitskräfte. Da man zur Bedienung der Maschinen nicht mehr der Manneskräfte bedurfte, zog man Frauen und Kinder schon vom frühesten Alter an zur Fabrikarbeit heran, so daß die Männer in Scharen arbeitslos wurden. Dazu kam, daß man Hungerlöhne bezahlte, so daß infolge der rapiden Steigerung der Bevölkerungsziffern ein Massenelend entstand, von dem wir uns heute schlechterdings keine Vorstellung mehr machen können, neben dem aber der Luxus der Reichen jedes bisherige Maß überstieg und das „Nationalvermögen" ständig wuchs.

Diese letztere Tatsache hatte vor allem zur Folge, daß die oberen Klassen sich kein Gewissen aus der Not der Arbeiter machten, — soweit sie sie überhaupt kannten —, da ja solche Erfolge die Theorien der klassischen Nationalökonomie der Adam Smith, John Stewart Mill, Bentham, sowie die Malthussche Bevölkerungstheorie glänzend zu bestätigen schienen. Die Methode des Laissez faire erschien als die einzig richtige, da es sich hier — wie man glaubte — um unabänderliche Naturgesetze handelte. Man tröstete sich damit, daß es wohl nicht so schlimm sei und bei völliger Auswirkung der neuen Wirtschaftstheorien schon von selbst besser werden würde.

Dies alles samt den noch zu besprechenden Versuchen der Arbeiterschaft zur Selbsthilfe spielte sich schon in England ab, als Deutschland noch Agrarstaat war. Denn hier kam es zu einer Umgestaltung der Landwirtschaft erst in der ersten Hälfte und zur industriellen Revolution erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Die Umgestaltung in der Landwirtschaft war in Deutschland nicht so revolutionierend wie in England. Denn es erfolgte zwar die große Neuerung der Bauernbefreiung, und seit 1816 wuchs der Großgrundbesitz zu Ungunsten der Bauerngüter; aber das Pachtsystem erlitt nicht einen solchen Stoß wie in England, so daß die große Masse der kleinen Pachtgüter erhalten blieb. Ja noch mehr: Ludwig Pohle stellt in seinen Vorträgen über die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert (Natur und Geisteswelt, Nr. 57, Leipzig 1922, S. 38) fest, daß die Vermehrung des Großgrundbesitzes auf die erste Hälfte des Jahrhunderts beschränkt blieb und später infolge eifriger Siedlungsbestrebungen „eine viermal größere Fläche an den Bauernstand zurückgefallen ist, als dieser von 1816 bis 1859 auf dem Wege des freien Güterverkehrs an den Großgrundbesitz verloren hatte". Dagegen wurde mit Kunstdünger und maschinellem Betrieb eine die Landwirtschaft kapitalisierende Methode eingeführt, und als man von der Naturallöhnung weithin zur Barlöhnung überging, da erfolgte wegen der höheren Löhne der Industrie eine starke Abwanderung in die Städte, welche auch bei uns das eigentliche Großstadtelend schaffen half. So wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch Berlin eine Stadt des Massenelends, wenn gleich sie sich darin glücklicherweise nicht mit London vergleichen läßt.

Die enorme Entwicklung der Industrie setzte auch in Deutschland mit voller Kraft erst nach dem siegreichen Krieg von 1870/71 ein. Vorher konnte alle maschinelle Verbesserung der Produktion diese nicht sehr erheblich über einen kleinindustriellen Rahmen hinausführen. Die Hausindustrie spielte bei uns vor allem in Sachsen und Schlesien eine größere Rolle, und hier machte sich die Erfindung der Maschinen am empfindlichsten bemerkbar. So schuf sie, wie uns Gerhart Hauptmann in seinen „Webern" so erschütternd gezeigt hat, das erste deutsche Arbeiterelend und züchtete im Verein mit der rücksichtslosen Geschäftsmethode der Unternehmer den Geist der Revolution. Als dann aber, vor allem mit den Kriegen und ihrer Waffenindustrie und dem folgenden Aufschluß des Weltmarktes, die großindustrielle Entwicklung einsetzte, verlief sie in den großen Linien ähnlich wie in England und erzeugte dieselben Probleme, nur daß die Not in Deutschland nicht soweit kommen konnte, weil die Arbeiterschaft Englands und Frankreichs durch ihre Selbsthilfe der deutschen bereits vorgearbeitet hatte.

Die Kirche versagte in England wie in Deutschland gegenüber der mit dem Entstehen einer neuen Gesell-

schaftsklasse, dem Proletariat, und der Auswirkung der neuen nationalökonomischen Theorien auftauchenden sozialen Frage weithin. Statt zu einer grundsätzlichen Auseinandersetzung vom Standpunkt des Christentums aus mit den neuen Theorien und Tatbeständen zu schreiten, um das Problem von der Wurzel aus zu lösen, begnügte sie sich vielmehr mit den Palliativmethoden der „Inneren Mission“ *) — worin übrigens diesmal die Deutschen dank der Initiative Wicherns den Engländern um ein Beträchtliches voraus waren. Da also das offizielle Christentum sowohl in England wie in Deutschland das System nicht angriff, sondern mit dem Manchestertum der Methode des Laissez faire huldigte, mußte die Arbeiterschaft zur Selbsthilfe schreiten.

In England versuchte man zunächst durch Zusammenschluß zu Trade Unions wirtschaftliche Macht zu gewinnen, welcher Methode dort schließlich der größte Erfolg beschieden war, ging aber dann darüber hinaus, indem man auch politische Macht erstrebte. Die Chartisten beantragten beim Parlament eine People's Charter: das Volksprivileg des allgemeinen Stimmrechts! Der Einzige aber, der das Übel an der Wurzel zu fassen suchte, war Robert Owen; denn er erkannte, daß das ganze System einer radikalen Änderung bedürfe. Wenn er sich mit dieser sozialistischen Anschauung auch nicht durchsetzte, so sind doch seine Fabrikreformen vorbildlich geworden, und die von ihm und seinen Schülern ins Leben gerufene Konsumvereinigung hat einen der wertvollsten Wege in die Zukunft gewiesen. Doch ist mit den Owenisten bereits eine nicht von der Arbeiterschaft ausgehende Bewegung genannt, die auch christliche Wurzeln hatte, da Owen zu dem sozialistischen Quäker John Bellers (schon 1725 gestorben) nachweisbare Beziehungen besaß.

Für die Verspätung der Entwicklung in Deutschland ist sehr bezeichnend, daß hier nicht Fabrikarbeiter, sondern Handwerksburschen zur ersten Selbsthilfe griffen. Der Schneidergeselle Wilhelm Weitling gründete den „Bund der Gerechten“, dem später Karl Marx und Friedrich Engels beitraten, die als dessen Programm 1847 das „Kommunistische Manifest“ erließen, das den Klassenkampf und den Umsturz predigt. Und obwohl Ferdinand Lasalle bei der Gründung seines „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“, aus dem später die sozialdemokratische Bewegung hervorging, eine viel gemäßigtere, vor allem den Staat, ja die Monarchie bejahende Haltung einnahm, ist doch der Marxismus in der deutschen Arbeiterbewegung schließlich zum Sieg gelangt. Damit wurde die Situation bedeutend schwieriger als in England dem Chartismus gegenüber. Doch auch dieser war in der Zeit der furchtbarsten Krisis gegen Ende der vierziger Jahre so gefährlich geworden, daß eine Katastrophe bevorstand.

An diesen beiden kritischen Punkten der Entwicklung setzte sowohl in England wie in Deutschland die christlich-soziale Bewegung mit dem Kampf gegen Chartismus und Sozialdemokratie ein — nur die deutsche genau dreißig Jahre später als die englische.

2. Charles Kingsley und seine christlichen Sozialisten

Wenn auch die offiziellen Kirchen der sozialen Frage gegenüber zunächst versagten, so mußte doch die in einzelnen Christen immer lebendige Religion Jesu diese durch die furchtbare Not der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts endlich zur Tat treiben. Es ist hier unsere Aufgabe, an einem hervorragenden Beispiel zu untersuchen, wie es zu dieser Tat gekommen ist, zunächst in England.

*) Damit soll die hervorragende Arbeit der Inneren Mission nicht herabgesetzt, sondern nur angedeutet werden, daß sie keine Lösung der sozialen Frage bringen konnte, weil sie das Übel nicht an der Wurzel faßte. Vgl. nächste Nummer.

Was an der sozialen Lage, wie sie im 19. Jahrhundert entstanden war, das christliche Gewissen am schärfsten verletzte, war der schreiende Gegensatz zwischen den Klassen. Daß neben dem in sorglosem Luxus lebenden Adel und der immer reicher werdenden Bourgeoisie ein Proletariat entstand, als dessen Kennzeichen Sombart „Kinderarbeit, Frauenarbeit, Nachtarbeit, überlangen Arbeitstag, ungesunde Arbeitsräume, Unfallgefahr, Lohndruck, Arbeitslosigkeit“ bezeichnet hat, mußte allen Begriffen von Gerechtigkeit, Brüderlichkeit und Liebe ins Gesicht schlagen. So erhob der große Prophet des deutschen Idealismus in England Thomas Carlyle seine Stimme und suchte die Gewissen zu wecken, indem er 1843 Past and Present, Vergangenheit und Gegenwart gegenüberstellte. Doch schaute er zu sehr in die Vergangenheit, um volles Verständnis für die politischen Forderungen der Gegenwart zu haben, und hatte nicht theologische Bildung genug, um alle zu einer Erweckung der Kirchen zur Tat nötigen Impulse geben zu können. Darum erstand ein Anderer neben ihm: Frederic Denison Maurice, der in seiner ursprünglich gegen die Quäker gerichteten Schrift The Kingdom of Christ (1837) die englische Staatskirche als dazu berufen bezeichnete, das Reich Gottes auf Erden zu verkörpern, woraus er dann eine scharfe Kritik der gegenwärtigen Zustände und hohe ethische Forderungen ableitete.

Von diesen beiden Männern wurde ein junger Theologe im Innersten ergriffen, der eine hohe Kultur des Geistes mit einer tief und leidenschaftlich empfindenden Seele verband: Charles Kingsley. 1819 als Pfarrerssohn geboren, von Natur einsiedlerisch und schüchtern, hatte der nachdenkliche Junge ein für seine spätere Entwicklung entscheidendes Erlebnis, als er Augenzeuge des proletarischen Aufruhrs in Bristol 1831 wurde. Er berichtet darüber 1855 in den „Briefen und Gedenkblättern“ (7. Auflage, Gotha 1892, S. 8):

> Als die erste Aufregung mit ihrem Erstaunen und Grauen sich gelegt hatte, machte mich, was ich gesehen, zum leidenschaftlichen Aristokraten, voll Haß und Verachtung gegen jene gefährlichen Klassen, deren Dasein ich dabei überhaupt erst entdeckt hatte. Ich habe lange Jahre gebraucht, besonders auch Jahre persönlichen Verkehrs mit den Armen, um das rechte Verständnis für jene Ereignisse zu gewinnen und auch an meinem Teil etwas von der großen Lehre zu fassen, die Gott dadurch hat geben wollen.

Hier ist ein Erlebnis beschrieben, dessen tiefe Wahrheit viele junge Deutsche 1918 erfahren haben. Und vielen ist es auch weiter ergangen wie Kingsley: sein ernstes Suchen und Streben, sein ihm mit seiner naturwissenschaftlichen Begabung verliehenes offenes Auge für die Realitäten der ihn umgebenden Welt machten aus dem Aristokraten einen Demokraten — selbstverständlich nicht im parteipolitischen Sinn, sondern seiner Geisteshaltung nach. Er stand durch Carlyles und Coleridges Anregung, wie Anna Jacobsohn in ihrer Schrift „Charles Kingsleys Beziehungen zu Deutschland“ (Heidelberg 1918) gezeigt hat — was tatsächlich bei der Lektüre seiner Schriften jedem sofort in die Augen springt — in engstem geistigem Zusammenhang mit dem deutschen Idealismus. Er war eine tiefreligiöse Natur und strebte nicht nur nach einer soliden theologischen Bildung, sondern liebte auch die praktische Arbeit in der Kirche so sehr, daß er trotz späterer Berufung zum Professor der Geschichte nach Cambridge sein kleines Dorfpfarramt nie aufgab. Für diese geistige Einstellung sind zwei Briefzitate bezeichnend (Jacobsohn S. 2, Briefe und Gedenkblätter S. 70). Er schreibt 1850 an Cooper über Carlyle: „Ich kann nicht sagen, was ich den Schriften dieses Mannes persönlich verdanke“ und 1843 schlägt er seiner Braut für das erste Ehejahr als gemeinsame Lektüre vor: „Maurice, Kant und Augustin“.

Auf einen so vorbereiteten Geist konnte die Beobachtung der sozialen Zustände ihre Wirkung nicht verfehlen. Zunächst war die Folge, daß ihn all dies seelisch bis zur Schwermut niederdrückte, wie uns vor allem von seiner

Frau und seinem Freund Hughes bezeugt wird. (Gedenkblätter S. 85 schreibt seine Frau: „In ihm klangen die Worte Dr. Arnolds wieder: Wenn ich an die Kirche denke, möchte ich mich niederlegen und vor Herzeleid sterben.") Im Dezember 1845 schreibt er an seinen Freund Powles (Gedenkblätter S. 85):

Gott helfe uns allen! Denn ein solches Wirrsal, bei dem beide Teile soviel üble Laune zeigen, kann nur endigen, indem die oberen oder unteren Gesellschaftsschichten den gordischen Knoten durchhauen. Und da die ersteren bereits ihr Heil versucht und ihre Unfähigkeit bewiesen haben (— vielleicht denkt er hier an die mangelhafte Fabrikgesetzgebung, sowie an Disraeli und seine „Jung-England Leute! —), werden es die Letzteren wohl in die Hand nehmen. Ich würde es auch so machen, wenn das Maximum, das ich diesseits des Himmels zu erreichen vermöchte, entweder neun Schilling die Woche oder das Arbeitshaus (= Armenhaus) wäre. ... Nur meiner eigenen Buße und meines täglichen Gebetes zu vergessen brauchte ich, um ein jüngerer Demokrit zu werden und einen Beobachtungsposten einzunehmen ... aber man muß für seine Nebenmenschen ein Gefühl haben. ... Es ist zu jämmerlich, eine große und tätige Korporation von Geistlichen gänzlich außer Stande zu sehen, das Vertrauen oder die geistliche Führung der Nation zu erlangen, während doch keiner an seinem Teil ehrlich sich selbst die Schuld zuschreibt und spricht: „Ich habe gesündigt, nicht ihr!" ... Meine Ziele werden mir allmählich klarer und meine Ideen „fixieren sich", wie der Deutsche das nennt. ... Oft sehne ich mich nach einem heiligen Franziskus, der durch einen dritten Minoritenorden Wille, Seele und Leib des Menschen bände und ihn auf einen bestimmten Weg der Pflicht und Lehre lockte. Arbeiten und Pflichten habe ich ja, Gott Lob! Aber die Lehre? Wahrhaftig, von ihr gilt, was Carlyle von Sitte und Herkommen in Frankreich des Jahres 1793 sagt: „Es war eine im Chaos aufgelöste Welt und in dem Durcheinander aller Dinge galt es zu schwimmen." ...

Dieser Brief Kingsleys ist sehr bezeichnend für die fortschreitende Klärung seines sozialen Bewußtseins: aus der seelischen Not ringen sich immer klarere Gedanken empor und schließlich kommt es zur Tat.

Seine erste Tat war die Veröffentlichung seines dramatisierten Lebens der Heiligen Elisabeth „Saint's Tragedy" in dem für Europa so bedeutsamen Jahr 1848. Es erschien gleich nach Neujahr und erregte unter der Studentenschaft und allem, was jung war — zumal in Oxford und Cambridge —, Aufsehen, weil hier mit großem Ernst der schreiende Gegensatz zwischen Arm und Reich geschildert, das Wuchertum gegeißelt und ein Appell an Adel und Geistlichkeit gerichtet ward unter gleichzeitiger Zurückweisung des Katholisierenden und Asketischen, wie es damals durch die Hochkirchler der Oxfordbewegung propagiert wurde. Also: er zeigt die Not und den richtigen Weg aus ihr heraus — wie er schon in einem Brief von 1846 gesagt hatte (Gedenkblätter S. 88): „Vor allem müssen die Jünglinge unserer Zeit den Glauben zurückgewinnen." — Da riefen ihn die Ereignisse desselben Jahres 1848 zu praktischer Tat:

Die Chartisten waren mit ihrer Forderung des allgemeinen Stimmrechts dem Parlament gegenüber immer energischer aufgetreten, hatten aber verschiedentlich Schiffbruch erlitten. Da ermutigte sie die Februarrevolution in Frankreich mit den Erfolgen der Aufständigen, zum entscheidenden Schlage auszuholen: man berief eine Riesenprotestversammlung — 100 000 Menschen sollten erscheinen — und wollte dann im Demonstrationszug eine mit 5 Millionen Unterschriften versehene Petition ans Parlament direkt nach Westminster bringen. Die Regierung organisierte eine große bewaffnete Schutztruppe — man befürchtete das Schlimmste. Da eilte Kingsley von seiner Dorfpfarre Eversley nach London zu Maurice, um den sich mit den Jahren ein kleiner Kreis von Gleichgesinnten gesammelt hatte, unter denen außer Kingsley noch einer besonders hervorragte: der junge Advokat John Malcolm Ludlow. Durch seine speziellen volkswirtschaftlichen Kenntnisse und die Erfahrungen, die er bei seinem Aufenthalt kurz vorher in Frankreich gemacht hatte, geschult, vertrat er die praktischen Gedanken. Zu ihm schickte Maurice an jenem 10. April 1848 den stürmisch erregten Kingsley. Beide besuchten die Massenversammlung und erlebten ihr Fiasko. Damit stand es für sie fest: Es gibt nur noch einen Weg, die Arbeiterschaft zu retten, das Christentum, und der muß ihnen jetzt öffentlich gezeigt werden.

Am nächsten Morgen stand ein von Kingsley verfaßter Aufruf an den Mauern von London, der den „Arbeitern von England" versicherte, daß es auch unter den Geistlichen Männer gebe, die ihre Lage verstünden und ihnen helfen wollten. „Ihr mögt euer Zutrauen verweigern und sie beleidigen — ihr könnt nicht verhindern, daß sie für euch arbeiten, daß sie euch um der Liebe zu euch selbst willen anflehen, euch von dem Abgrund des Aufruhrs zurückzuwenden." Die Verfassungsänderung bringe ihnen nicht die Freiheit, wenn sie nicht innerlich frei geworden seien. Die Religion allein mache sie wahrhaft frei.

Das war der Anfang der christlich-sozialen Bewegung in England. Der Freundeskreis, der sich immer mehr Anhänger gewann, die sich bald öffentlich als Christliche Sozialisten bezeichneten, gründete nacheinander zwei Zeitschriften, in denen er unter heftiger Anfeindung für die neuen Ideen kämpfte, nahm die Verbindung mit der nach und nach Vertrauen gewinnenden Arbeiterschaft auf, organisierte Armen- und Krankenbesuche in den schauerlichen Wohnungsvierteln, gründete eine Abendschule für Erwachsene, besuchte die Versammlungen der Chartisten und kämpfte mit diesen um die Frage, wie der Not zu steuern sei. Das Jahr 1849 brachte mit einer Choleraepidemie die öffentliche Aufrollung der Arbeiterfrage und sensationelle Enthüllungen über das Sweatersystem, welche den christlichen Sozialisten so viel Wind der öffentlichen Meinung in die Segel brachten, daß sie mit der Gründung von Produktiv-Genossenschaften einen großen Schritt vorwärts tun konnten. Dabei war Maurice der geistige Vater der Bewegung, der die innere Führung hatte, Ludlow der soziale Praktiker und Kingsley der begeisterte und begeisternde Verkündiger der neuen Gedanken. Seine Predigten wurden in vielen Exemplaren von den Arbeitern gelesen, seine Flugschrift „Billige Kleider, aber ekelhafte" erregte größtes Aufsehen; vor allem aber wirkte er nachhaltig auf die Erweckung der Gewissen und die Umgestaltung der öffentlichen Meinung ein durch seine beiden christlich-sozialen Romane Yeast und Alton Locke.

Es ist nicht Aufgabe dieser Vorlesung, mehr über Kingsley und die christlichen Sozialisten zu sagen, da es uns auf einen Vergleich mit den Deutschen ankommt, den wir im Rahmen einer Vorlesung nur an den Anfängen durchführen können. Soviel soll allerdings noch gesagt werden, daß Kingsley nur noch in seinem literarisch am höchsten stehenden Roman Hypatia, der 1851 in einer Zeitschrift und 1853 in Buchform erschien, auf die christlich-sozialen Gedanken ausgesprochenermaßen eingeht. Er wirkte von da an nur noch praktisch im Kleinen. Und wieder ist sein Verhalten symbolisch für das Ganze, denn die Bewegung als solche erlosch 1854. Aber die durch sie hervorgerufene Bewegung der öffentlichen Meinung und der Kirche verschwand nicht mehr und hatte die völlig andere Einstellung der englischen Arbeiterschaft zur Kirche, sowie die heute in England mächtige christlich-soziale (sogenannte COPEC-)Bewegung zur Folge *).

Gießen Justus Ferdinand Laun

*) „Copec" war ursprünglich die Abkürzung für Conference on Christian Politics, Economics and Citizenship (Konferenz für christliche Politik, Wirtschaft und Staatsbürgertum), neuerdings ist es das Symbol für die Losung: Christian Order in Politics, Economics and Citizenship (eine christliche Ordnung in usw.). Näheres siehe in meinem demnächst im Furche-Verlag erscheinenden Buche: Soziales Christentum in England. Geschichte und Gedankenwelt der Copec-Bewegung.

Eine werdende Welt

3. Wandlungen im Islam

Die Wirkungen des Weltkrieges treten in der Welt des Islam immer deutlicher hervor. Gewiß, der Weltkrieg steht auch in der Geschichte der Entwicklung des Orients nicht isoliert da. Manches von dem, das in seiner Folge kam, war schon längst fällig. Der Rückzug der türkischen Herrschaft auf das kleinasiatische Stammland wäre auch ohne den Weltkrieg nur eine Frage der Zeit gewesen und die Krisis, in die fast die gesamte Welt des Islam durch das Vordringen europäischer Zivilisation, Kultur- und Religionsauffassung versetzt wurde, liegt in ihren Anfängen weit vor der Zeit des Weltkrieges. Dennoch bedeutet zweifellos, vielleicht noch mehr als für die Welt Europas, der Weltkrieg einen entscheidenden Abschnitt für die Welt des Islam. Von Konstantinopel bis Mekka, von Kairo bis Marokko liegt eine fiebernde, zitternde, fast unerträgliche Unsicherheit über Völkern, Staaten, Sitten und Religionen des Orients. Wer nach einem Zeitraum von mehr als einem Jahrzehnt in diese Welt des nahen Ostens für einige Monate hineingestellt wird, der braucht Zeit, um sich wieder hineinzufinden. So Vieles ist anders geworden. Die Wandlungen sieht und spürt er; wenn man ihn aber fragen würde, ob der neue Zustand, das Resultat dieser Wandlungen schon zu bestimmen sei, so wird er antworten müssen, daß noch alles im Fluß ist. Die Welt des Islam, die fast durch Jahrhunderte hindurch ihre feste, fast unabänderliche Prägung besaß, ist in einem schwer bestimmbaren Zustand völliger Umwandlung begriffen. Vielleicht ist es möglich, einige Punkte aufzuzeigen, die charakteristisch sind für den Weg, den der nahe Osten jetzt geht *).

Rein politisch angesehen ist die Veränderung der Land- und Staatenkarte des Orients die deutlichste Folge des Weltkrieges. Man spricht gern oder besser gesagt, man sprach gern von einem „Zerfall" der Türkei. Und in der Tat: nachdem die Türkei schon in der Entwicklung der Vorkriegsjahrzehnte ihre sämtlichen europäischen und nordafrikanischen Besitzungen verloren hatte (auch Ägypten, wenngleich es bis 1914 noch formal und durch die Leistung eines Tributes mit Konstantinopel verbunden war), sind in Folge des Weltkrieges von der Türkei ihre sämtlichen arabischen Besitzungen im asiatischen Teil des vorderen Orients abgetrennt worden. Das türkische Einheits- und Weltreich, das neben seiner Ausdehnung auf dem Balkan alle Küstenländer der asiatischen und nordafrikanischen Küste umfaßte und mit zu den großartigsten und geschichtlich weitreichendsten Staatenbildungen der Weltgeschichte gehörte, ist nicht mehr. An seine Stelle traten eine Anzahl neugebildeter Staaten, die alle — das ist das Charakteristische —, wenn auch in sehr verschiedenen Formen, in Abhängigkeit von europäischen Kolonialmächten stehen. Der äußere Zustand wie der innere Typus dieser Neubildungen, besonders der des asiatischen vorderen Orients, ist noch völlig unsicher: der durch Rassen und Religionen zerklüftete syrische Staat von Beirut bis Damaskus, von Aleppo bis vor die Tore fast von Akko, eigentlich ein „Staatenbund", in dem christliche Libanesen, fanatisch mohammedanische Drusen, gebildete Städtesyrier und freischweifende Nomaden der arabischen Wüste zusammenleben sollen, dazu noch unter dem Protektorat Frankreichs, das seine früher sehr feste Kulturposition, die es gerade in Syrien hatte, durch eine rücksichtslose Kolonialpolitik völlig verloren hat; Palästina, englisches Mandatsgebiet, mit einer dreifachen Aufgabe belastet, nationale Heimstätte für das Judentum zu werden, der arabischen eingeborenen Bevölkerung gesteigerte Lebensmöglichkeiten zu geben und zugleich sich einzufügen in die gesamtarabische Politik Englands, das Rücksicht nehmen muß auf die erstarkende national-arabische Bewegung; Hedschas, der noch am wenigsten erschlossene Teil des früheren türkischen Reiches, mit den heiligen Stätten von Mekka und Medina: Englands Günstlingskönige brechen dort jetzt völlig zusammen und die Calvinisten des Islam, die Wachabiten sind jetzt ganz im Besitz der Macht. Wozu werden sie ihre Macht gebrauchen? Um einen Damm gegen die aufklärerische Nationalisierung und Rationalisierung des Islam von Seiten der türkischen Republik zu bilden? Oder um gestützt auf eine wachsende national-arabische Bewegung und auf die Kräfte eines zu seinen Quellen zurückgeführten Islam die Idee eines großarabischen, mohammedanischen Reiches aufleben zu lassen? Transjordanien, nicht sehr viel mehr als ein Anhängsel Palästinas, geographisch und wirtschaftlich eng mit ihm verbunden, aber in seiner Unabhängigkeit unter englischem Protektorat bedroht vom Norden wie vom Süden her, für England unentbehrlich als ein Teil der Landbrücke nach Indien, um so unentbehrlicher, als die immer unsichrer werdenden Verhältnisse in Ägypten die Aufrechterhaltung des Seeweges nach Indien durch den Suezkanal nicht für alle Zeiten garantieren. Irak, in seiner Abgrenzung wie in seinem Verhältnis zu England noch unsicher, im Norden bedroht von einem erstarkenden türkischen Reich, aber wirtschaftlich erstarkend und mancherlei Aussicht für die Zukunft bietend.

Was bedeutet diese Lostrennung der arabischen Teile des früheren türkischen Reiches? Mehr als eine Veränderung der Landkarte und der Staatsgrenzen, also mehr als ein politisches Ereignis. Die staatliche Bindung mußte von dem Augenblick an aufhören, wo die Bindung der Religion, d. h. also des Mohammedanismus, nicht mehr so stark war, daß sie die Loslösungsbestrebungen der anderssässigen, durch vielfache türkische Mißwirtschaft verbitterten „Provinz" hätte hindern können. Es bedurfte nicht erst der Abschaffung des Kalifates durch das Parlament der türkischen Republik, um aller Welt deutlich zu machen, daß die früher so starken bindenden Kräfte des Islam einen großen Teil ihres Einflusses auf die Welt des Orients verloren haben.

Diesem Versagen der religiösen Bindung auf dem Gebiet des staatlichen und völkischen Lebens werden wir nachher kurz nachgehen. Hier sei nur gefragt, was an die Stelle des Einheitsbandes der Religion trat, als die staatliche Loslösung von der Türkei und die Konstituierung eigener Staatswesen kam. Die Idee der Nation und die Besinnung auf ein nationales Bewußtsein trat siegreich hervor.

Die ganze arabische Welt wird von ihr ergriffen; über die Schranken der Religion hinweg reichen sich unter diesem Zeichen christliche und mohammedanische Araber Palästinas, Kopten und Anhänger des Propheten in Ägypten die Hand, und selbst in Syrien, wo die Gegensätze zwischen den einzelnen Religionen und ihren Abarten am stärksten waren, ist die französische Politik mit ihrem Ausspielen der verschiedenen Religionen gegenein-

*) Zu diesen Ausführungen bitte ich den Aufsatz von Dr. ing. Karl Klinghardt in Nr. 4 zu vergleichen: „Das religiös-kulturelle Problem der neuen Türkei". Nachdrücklich mache ich auch auf das Buch desselben Verfassers: „Angora—Konstantinopel. Ringende Gewalten" aufmerksam (Frankfurt a. M. 1924). Ich habe früher der Auffassung Klinghardts, der fast überschwenglich die Säkularisierung der türkischen Republik sowie ihre Modernisierung im abendländischen Geiste begrüßt, zugestimmt. Nach meinem Aufenthalt im Orient sehe ich heute sehr viel stärker die ungeheure Gefahr der zwangsweisen Übertragung des alles in allem rationalistischen abendländischen Geistes auf die so ganz anders geartete Welt des Orients. Ich sehe zwar die Verdrängung der religiösen Herrschaft, Bindung, Sitte durch den dem Orient wesensfremden rationalen und weltlichen Geist des Abendlandes, aber ich sehe nichts davon — und auch Klinghardt beantwortet diese Frage nicht —, welche übergeordnete Bindung an die Stelle der alten beherrschenden religiösen Bindung der Völker des Orients treten kann.

ander gescheitert. Mit diesem Erwachen der nationalen Idee ist der islamische Orient in die Entwicklung Europas eingemündet; das Mittelalter des nahen Ostens ist endgültig abgeschlossen; die Vorherrschaft, ja Alleinherrschaft der Religion auf allen Gebieten des Lebens ist weithin gebrochen. Europa hatte die nationale Idee in Ablösung der religiösen Reichsidee des deutschen Mittelalters ausgebildet; es braucht sich nicht darüber zu wundern, daß sie auch jetzt von den Völkern des Ostens stürmisch Besitz ergreift, die bisher unter der übergeordneten Idee der Bindung durch die Religion lebten.

Damit ist die Krisis der Religion des Islam eröffnet. Das Beispiel der Türkei, die am entschlossendsten den Gedanken der Nation, der nationalen Autonomie und der Priorität der nationalen Bestimmung über alle anderen pflegt, beweist deutlich, daß die Religion des Islam unter solchen Bedingungen nur noch kümmerlich ihr Leben fristet.

Mehr vielleicht als alle anderen Religionen ist der Islam entweder Herrscher über alle Lebensgebiete, oder er ist überhaupt nicht. In dem Augenblick, in dem er seinen Einfluß auf Staat, Recht, Wirtschaft, Sitte, Gemeinschaftsleben und Einzelleben verliert, ist die Krisis des Islam da. In dieser Krisis steht er, nicht nur in der Türkei, sondern auch in der gesamten Welt des arabischen Islam. Gewiß, die radikale, durch staatliche Maßnahmen zwangsmäßig herbeigeführte völlige Trennung der Religion von allen bisherigen Einflußsphären, die Umwandlung der religiös geheiligten, ja geforderten Sitte ist auf die Türkei bisher beschränkt geblieben. Aber man muß sich doch darüber klar sein, daß für den gesamten nahen Osten auch auf dem Gebiete der Religion das Mittelalter mit seiner religiösen „Zwangskultur" vorbei ist. Damit hört eine Bindung auf, die alles in allem betrachtet für die Welt des Islam segensreich war; die eigengesetzlich und selbständig gewordenen Lebensgebiete müssen erst erweisen, ob sie ohne die bisherige Bindung lebensfähig sind; man sehe nur ja nicht den islamischen Orient mit den kultur- und entwicklungsseligen Augen eines aufklärerischen Europäers an, für den der europäische Fortschritt im Orient identisch ist mit fortschreitender Beglückung der Völker des Orients. Das Experiment der Türkei ist zunächst nur Experiment; fraglich bleibt es, ob ohne die unendlich starke religiöse Bindung des Islam das Chaos in dieser Welt des Orients überhaupt vermieden werden kann. Wenigstens war bis vor dem Kriege die Religion für die Völker des Orients die Bindung, die bei dem Ansturm europäischer Zivilisation, Bildung, Kultur, Technik diese Welt vor dem völligen Zerfall bewahrte.

Jetzt ist die Religion des Islam weithin auf ihr eigenes Gebiet angewiesen. Bedeutet diese Reduzierung so ohne weiteres „Befreiung"? Gewiß in vielen Einzelheiten. So z. B. auf dem Gebiete der Ehe, der Frauenfrage, der Gesellschaft, der Bildungsmöglichkeiten. Aber wir fragen uns: Befreiung wozu? Zum ungehemmten Eindringen europäischer Zivilisations- und Kulturerscheinungen, zur Freiheit der Wissenschaft, zur Eigengesetzlichkeit des Staates, der Wirtschaft, jedes Kulturgebietes! Die Bindung aller Lebensgebiete an eine letzte Norm ist damit gefallen; aus einer Herrscherin und Königin wird die Religion zu einer milden, sanften Begleiterin des Lebens.

Der Grund der Krisis der Religion des Islam liegt nicht in ihrem eigenen Wesen, sondern in ihrer Berührung mit der Welt des Abendlandes. Die Berührung zweier in sich so verschiedener Welten, wie Okzident und Orient es sind, hat durch den Krieg gewaltige Fortschritte gemacht. Das verstärkte Eindringen der europäischen Zivilisation, Technik, Künste, ja aller abendländischer Fähigkeit ist geradezu erstaunlich. Vielleicht ist es sogar erschreckend, aus der verhältnismäßig leichten und glatten Übernahme der europäischen Zivilisation leiten ja die Völker des nahen Ostens die Forderung ihrer Gleichberechtigung und staatlichen Selbständigkeit ab. Dasselbe gilt für das Gebiet der abendländischen Kultur. Wie ein fremdes Reis ist sie auf dem Boden islamischer Kultur und Bildung eingepflanzt; im Augenblick laufen beide Kulturen parallel noch nebeneinander her, ohne sich wesentlich zu berühren. Aber schon ist die islamische Kultur und Bildung in die Defensive gedrängt; immer mehr werden die abendländischen Schulen besucht und verbreitet; alte islamische Bildungsstätten wie die Universität El Azhar in Kairo schreiten von Krisis zu Krisis und verlieren ihre Studenten; abendländische Universitäten in Konstantinopel, Jerusalem und Kairo treten an ihre Stelle, „Regierungsschulen" werden Vermittler des europäischen Bildungs- und Kulturideals. Die Verweltlichung der Kultur ist nur ein Teil des großen Säkularisierungsprozesses. Entscheidend für ihn ist das Eindringen der abendländischen Religionsauffassung. Der typische Ausdruck abendländischer Religonsauffassung „Religion ist Privatsache" dringt in die Welt des Orients ein. Damit ist die Krisis gegeben; zwei Welten stoßen zusammen: noch lebt in der Welt des Islam, aber fast nur noch als fromme Erinnerung, das Ideal der altislamischen Gottesherrschaft, aber der Anhänger des Propheten fühlt sich schon jetzt zumeist sehr weit mehr als Ägypter, Araber, Marokkaner denn als Glied einer großen Religionsgemeinschaft, der er auf Tod und Leben verbunden ist. Die Frage läßt sich nicht umgehen, ob für die Welt des Islam die Form des absoluten Staatsgedankens im abendländischen Sinne unter völliger Säkularisierung der Religion genügt als haltende und bindende Kraft.

Die abendländische Christenheit hat diese Frage mit besonderem Ernst zu stellen. Ist sie doch mitverantwortlich für diese Entwicklung. Der abendländische Christ hat alle Ursache, die noch vorhandenen starken Kräfte der Religion des Islam zu sehen, den lebendigen Glauben an den einen Gott, der für alle Menschen da ist; die starke Hoffnung auf eine Zeit der Herrschaft dieses Gottes über alle Menschen, und damit verbunden die immer von neuem festzustellende, erstaunliche Missionskraft des Islam; zu sehen haben wir aber auch den krisenhaften Zerfall des Islam: das Eindringen des abendländischen Nationalismus, die Verweltlichung aller Lebensgebiete, den Zerfall der frommen Sitte, das Aufhören fast aller religiös-sittlichen Bindungen. Man versucht die Welt des Islam kulturfähig zu machen; wird es gelingen, soll man wünschen, daß es gelingt? Wird es möglich sein, daß sie lebensfähig bleibt auch unter gänzlich veränderten Verhältnissen? Wird der Islam sich anpassen können und an den ihm so wesensfremden abendländischen Geist oder wird eine starke Reaktion den Islam in seine Isolierung, aber auch in seine Kraft der Einseitigkeit zurückwerfen? Auch über dem Schicksal des Islam lagert die Unsicherheit, das Schicksal der Welt des nahen Ostens. Es ist ein Einbruch da und eine Krisis; aber Niemand kann jetzt schon mit Bestimmtheit sagen, was werden wird.

Frankfurt a. M. Erich Meyer

Der heutige Stand der französischen Schulpropaganda

Das soeben erschienene Märzheft der bekannten „Süddeutschen Monatshefte" trägt den Umschlagtitel: „Das französische Schulbuch von heute". Drei, französischen Schulbüchern entnommene, deutschenhetzerische Abbildungen sind schon auf dem Umschlage selbst wiedergegeben, während der Text wesentlich mehr enthält. Im übrigen behandelt nur ein einziger Aufsatz von zwanzig Seiten das Thema.

Schon vor drei Jahren hatten sich die „Süddeutschen Monatshefte" durch die Herausgabe des Heftes „Hetzarbeit", in dem Geheimer Regierungsrat Dr. Br. Stehle die französische Schul- und Jugendliteratur vor dem Welt-

kriege und bis tief in diesen hinein gründlich untersuchte, ein erhebliches Verdienst erworben.

Es ist für den Fernerstehenden zunächst fast unverständlich, wie eine derartige, seit Jahrzehnten ganz planmäßig und in aller Öffentlichkeit betriebene Deutschenhetze den deutschen maßgebenden Stellen wie dem deutschen Publikum selbst so lange, wie geschehen, hat verborgen bleiben können. Hier sei nur angedeutet, daß die Erklärung hierfür teils in der 1871 geschaffenen Organisation der Teilung der Aufgaben zwischen dem deutschen Reiche und den deutschen Einzelstaaten, teils in dem Umstand liegt, daß das französische Schulwesen seit demselben Jahre rücksichtslos Wege einschlug, von denen man bisher in den Beziehungen der Völker untereinander nur schwer etwas hatte ahnen können. Im Dienste des Revanchegedankens wurde nämlich das französische Erziehungs- und Unterrichtswesen planmäßig zu einer Magd der französischen Außenpolitik gemacht. Uns fehlten die Organe, diese ganz unwahrscheinliche und unserer Auffassung nach die Jugenderziehung sittlich schwer schädigende Entwicklung rechtzeitig zu erkennen, in ihrer außenpolitischen Bedeutung zu erfassen und entsprechende Abwehrmittel zu entwickeln.

Die in allen Hauptpunkten lediglich auf Lügen oder auf grotesker Verallgemeinerung von Einzelfällen beruhende planmäßige Verhetzung der öffentlichen Meinung Frankreichs und der von ihm beeinflußten übrigen Welt hat uns Deutschen allerschwersten politischen Schaden zugefügt. Auch noch nach dem Weltkriege hat diese Verhetzung wahre Orgien gefeiert und unter dem Regime Poincarés, der gerade auf diesem Gebiete schon in den neunziger Jahren wie auch im ersten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts mehrfach eine entscheidende Rolle hat spielen können, ihren Höhepunkt erreicht. Poincaré hatte schon früher seine ganze Kraft aufgeboten, um die dieser berüchtigten Methode in Frankreich selbst erwachsenden Widerstände niederzubogen.

Das System Poincaré hat im Mai 1924 in Frankreich Schiffbruch erlitten. Es ist von hohem, für uns Deutsche folgenschweren, politischen Interesse, zu beobachten, ob nun mit dem allgemeinen System Poincaré auch die planmäßige unsittliche Deutschenhetze in den französischen amtlichen Schulbüchern eingestellt worden ist.

Bis zum September 1925 war leider in dieser Richtung kein greifbarer Wandel zu verzeichnen, obwohl deutscherseits auf den verschiedensten Wegen versucht war, die französische Öffentlichkeit an ihre allgemein-menschlichen, sittlichen Pflichten zu erinnern. Schulbücher wie die berüchtigte Fibel des Direktors Fournier-Paris, wurden Jahr für Jahr neu aufgelegt; 1925 ihr 441.—470. Tausend. Auch die anderen amtlich eingeführten und in ähnlich hoher Auflage verbreiteten Hetzschulbücher erschienen unentwegt weiter. Davon, daß die neue französische Regierung den moralischen Mut gefunden hätte, derartige Verlogenheiten und Gemeinheiten radikal zu unterbinden und sie an den Pranger zu stellen, war leider gar nicht zu denken. Über die Gründe für dieses Verhalten lassen sich nur Vermutungen anstellen.

Um so mehr war es Pflicht aller in Frage kommenden Deutschen, nunmehr mit allen Mitteln die öffentliche Meinung Deutschlands und vor allem des Auslandes auf jene Ungeheuerlichkeiten hinzuweisen. Wir dürfen nicht eher ruhen, bis ein derartiges völkerverhetzendes, unsittliches Verfahren, wie die amtliche Schulpropaganda Frankreichs und seiner Trabantenländer, durch die öffentliche Weltmeinung und vor allem auch durch die maßgebenden Zentralstellen jener Länder gerichtet und für alle Zukunft geächtet ist.

Die Interessierung der öffentlichen Meinung für diese Fragen wollte zunächst zwar nicht vom Fleck kommen, aber seit einiger Zeit ist tatsächlich zu beobachten, daß das deutsche Publikum von den verschiedensten Seiten her mit authentischen Belegen auf Wesen und Wirkung der französischen Schulpropaganda aufmerksam gemacht wird. In diesem Sinne ist auch die neueste Veröffentlichung der „Süddeutschen Monatshefte" zweifellos zu begrüßen.

Allerdings würde sie wesentlich wertvoller sein, wenn der Verfasser die gesamten Zusammenhänge besser übersähe, und wenn das Heft in der vorliegenden Form vor dem Oktober 1925 herausgebracht wäre.

Was uns Deutschen nämlich nicht unmittelbar gelingen wollte, die französischen und sonstigen Regierungsstellen zum Einschreiten gegen die allergröbsten Auswüchse zu bringen, scheint der schwedischen Lehrbuch-Kommission der vorjährigen Stockholmer ökumenischen Weltkonferenz, die diese Fragen auch jetzt noch verfolgt, durch ihre verschiedenen Maßnahmen in nicht unbedeutendem Maße zu gelingen. Die von der schwedischen Kommission im vorigen Jahr veranstaltete Schulbücher-Ausstellung der verschiedensten Nationen stellte zum Beispiel die ganz einzigartigen französischen Methoden vor den Augen der ganzen Welt an den Pranger. Das, und die Befürchtung einer Fortsetzung der Untersuchung muß wohl endlich den Franzosen — in deren Stockholmer Abordnung auch ein aktiver Ministerialdirektor war — und ihrem Anhang so auf die Nerven gegangen zu sein, daß nun schleunigst in aller Stille Änderungen vorgenommen wurden. Ende September wurde nun endlich durch belgischen Ministerial-Erlaß jener verbreitete, für höhere Schulen und Lehrerseminare bestimmte Atlas manuel de Géographie, nach dem „die Germanen seit zwei Jahrtausenden eine unverbesserliche Rasse von Räubern, Dieben und Mördern sind, und moralisch, da noch unter den Papuas stehend, ein für allemal das Recht verwirkt haben, eine sich selbst bestimmende Nation zu bilden", verboten. Zum selben Zeitpunkt erschien, in der Hast, wie deutlich erkennbar, umgearbeitet, nunmehr jene bisher berüchtigte Fournier'sche Fibel in tatsächlich völlig harmloser Aufmachung und wird jedenfalls nur noch in dieser Aufmachung ins Ausland versandt. Leider ist bisher nicht das Geringste darüber bekannt geworden, daß nun auch in Frankreich selbst derartige gemeingefährliche, unpädagogische und unsittliche Hetzschriften, die ein Verbrechen an der französischen Jugend darstellen, nicht mehr an den Schulen benutzt, vielmehr offiziell ein für allemal auf das schärfste gebrandmarkt wären. Dies zu erreichen muß augenblicklich das Ziel aller Deutschen, der schwedischen Kommission, sowie des übrigen neutralen Auslandes, aber auch der edeldenkenden Franzosen selbst sein.

Daß es Letztere tatsächlich gibt, dafür liegen Beweise genug vor. Schon seit längerer Zeit wagen sich die früher niedergebogten Elemente wieder mehr hervor, und erst neulich hat z. B., der letzten „Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung" vom 12. März d. J. zufolge, eine Sektion einer französischen Volksschullehrervereinigung gerade in der Richtung der Beseitigung der Hetzbücher aus dem Unterricht gewisse, anscheinend nicht völlig erfolglose, Schritte getan. Diese Entwicklungen gilt es zu beobachten. Wir haben aber den Eindruck, als wenn diese Anzeichen in Deutschland stark überschätzt würden. Auch jener Atlas manuel wird nach neuesten Nachrichten trotz Verbots noch immer von Schulen im Unterricht benutzt. Erst eine offene amtliche Ächtung des bisherigen Verfahrens kann Gewähr dafür bieten, daß die Giftbücher nun endlich, und worauf es vor allen Dingen ankommt, auf Nimmerwiederkehr aus den Schulen Frankreichs und seiner Trabanten verschwinden.

Von allen diesen Vorgängen seit August 1925 bringt das Heft der Süddeutschen Monatshefte „Das französische Schulbuch von heute" leider nicht die mindeste Andeutung. Der Angriff auf den Fournier von heute

verfehlt daher z. B. sein Ziel. Die Befürchtung, daß durch diese neue deutsche Veröffentlichung das unbedingt gegenwärtig gebotene Ziel verdunkelt und sein Erreichen erschwert werden könnte, ist leider nicht von der Hand zu weisen. Daß der Verfasser aus irgendwelchen, dem Fernerstehenden nicht enträtselbaren Gründen geglaubt hat, seinen Namen verschweigen zu müssen, vermindert wohl sicher die Bedeutung der Arbeit und bietet der eben erwähnten Befürchtung gegenüber einen gewissen Trost. Nur rücksichtslose Offenheit, Wahrheit und Mut können den Geist der französischen Schulpropaganda auf die Dauer bezwingen.

Charlottenburg Rudolf Bornemann

Zu den politischen Ereignissen

Unser deutsches Volk hat in den letzten Tagen etwas ganz Besondres erlebt: zwei öffentliche Abstimmungen.

Zwei? Doch nur eine: das Volksbegehren? Man darf doch daneben die Unterschriftensammlung für das Gemeindebestimmungsrecht rangieren. In beiden Fällen handelt es sich um politische Einzelfragen, um die sich der Befragte irgendwie kümmern mußte, und in beiden Fällen hatte er mit offener Unterschrift sich zu seiner Meinung zu bekennen. Der Vorgang wird sich noch öfter wiederholen. Und er wird immer einen weiteren Fortschritt zur politischen Erziehung unsers Volkes bedeuten.

Die Demokratie, der wir unsre heutige Reichsverfassung verdanken, legt größten Wert auf das allgemeine geheime Wahlrecht. Auch unser Kaiserreich seit 1871 hat es gehabt. Am preußischen Wahlrecht ist die offene Stimmabgabe ein Stein des Anstoßes gewesen. Indessen gewiß niemals in dem Sinne, als widerspräche es dem Ideal eines freien Volks. Im Zusammenhang mit der Klassenwahl und mit der Praxis des Vollzugs wurde die öffentliche Stimmabgabe zum Unrecht und Unfug. An und für sich kann es innerhalb eines freien Volks für die Kundgebung seines Willens kein höheres Ideal geben, als die allgemeine offene Stimmabgabe. Wenn die Demokratie sie ablehnt, so nur in Anbetracht der Umstände: es sind so viele Volksgenossen unter dem Druck vorhandener wirklicher und vermeintlicher, gottgewollter und teufelgewollter Abhängigkeiten nicht in der Lage, bei öffentlicher Abstimmung ihre wahre Meinung zu bekunden, daß nichts Andres übrig bleibt, wenn man wirklich den Volkswillen kennen lernen will, als in die Deckung der geheimen Wahl zu gehn.

Es ist aber etwas wert, wenn neben diesem verfassungsmäßigen Gewohnheitsrecht nun doch ebenfalls verfassungsmäßig auch öffentliche Meinungsäußerungen dem Volke ermöglicht werden. Das war offiziell bei dem Kampf um die Fürstenabfindung, privatim bei dem Kampf um die Gemeindebestimmung der Fall. In beiden Fällen gab es weithin im Reich keinerlei Schutz der Meinung äußernden Person. In beiden Fällen mußten Rücksichten, wie sie selbst bei Ausübung des geheimen Stimmrechts nicht mangeln, unvergleichlich stärkeren Druck ausüben. In beiden Fällen ist das Ergebnis um so schwerer ins Gewicht fallend.

Das Ergebnis der Umfrage in Sachen unsrer Schankgesetzgebung steht noch aus. Vom Volksbegehren zur Fürstenabfindung melden die Zeitungen heute 12 Millionen 512 140 Eintragungen. Eine geographische Gegenüberstellung dieses Ergebnisses mit dem der letztmaßgeblichen geheimen Abstimmung würde von größtem Interesse sein, weil man da einen Maßstab für hier vorhandene, dort nicht vorhandene Abhängigkeiten würde anlegen können. Aber man braucht darauf nicht zu warten: für eine offene Kundgebung ist die Ziffer erstaunlich groß.

*

Zur Sache uns vom kirchlichen oder auch nur religiös-ethischen Standpunkte aus hier zu äußern tragen wir nach wie vor Bedenken. Wie wir die in Nr. 4 ausgesprochen haben, das hat ja sogar beim Reichsboten (Nr. 66) Verständnis gefunden. Zwei katholische Bischöfe haben die freie Bewegung ihrer Gläubigen durch Aussprüche ihrer Autorität gehemmt. Das ist Sache der Katholiken. Die kirchlichen Vertretungen der protestantischen Seite haben sich schweigend verhalten. Wenn uns von fürstentreuer Hand eine Äußerung des Generalsuperintendenten der Kurmark, D. Dibelius, im „Berliner Evangelischen Sonntagsblatt" vom 21. Februar, zugeschickt wird, so haben wir daraus die Meinung dieses hochgestellten Mannes kennen gelernt. Aber irgendein Gewissenszwang ergab sich daraus nicht, wie er immerhin für manche Kirchenglieder vorhanden gewesen wäre, wenn derselbe amtlich im Namen seiner Kirche geredet hätte. Anders zu denken und zu stimmen, als er für richtig hielt, dazu bedurfte es noch lange keines Wormser Luthertrotzes.

Zur Sache, und doch eigentlich nur formell, bloß dies. Es ging und geht nicht einfach um Recht und Gerechtigkeit. Für diese Ablösung fürstlicher Ansprüche gibt es keine Gesetze, die der Richter nur pflichtmäßig anzuwenden hätte. Die Verhältnisse, die da berücksichtigt werden sollen, sind viel zu undurchsichtig verworren. Viel Zeit für ihre Entwirrung ist schon verloren worden. Als man in der Verfassunggebenden Landesversammlung zuerst an die Abfindung der Hohenzollern heranging (Finanzminister Südekum), mit wieviel Pietät und gutem Willen geschah das! Inzwischen ist die Armut der Länder, die Armut des kleinen Mannes viel größer geworden und die geforderten Entschädigungen auch. Würden sie auf dem Prozeßwege ertrotzt, die Verbitterung im Volke hätte keine Grenzen mehr, und Ungezählte, die am Volksbegehren sich nicht beteiligt haben, würden sich zu den Unzufriednen gesellen. Die Menge der Häupter, die wir hatten, erschwert den Ausgleich. Mit Aufzählung der Verdienste oder der Sünden ihrer Vorfahren bringt man keine Lösung. Wir sollen gewiß unsre Vergangenheit achten und pflegen, dazu gehören die Fürsten. Aber dazu gehört auch, daß wir bald zu einem billigen Ende kommen, das nicht von einem höchst zweifelhaften Jus, sondern, wenn anders die Parteien nicht sich freiwillig miteinander verständigen, von der Rücksicht auf die wirtschaftliche Gesamtlage des deutschen Volkes diktiert sein muß.

Wollte die Kirche — im Sinne von Bielefeld und Stockholm — sich mit dem schwierigen Streitfall befassen, so könnte sie wohl nur die streitenden Parteien zur Verständigung rufen. Hilft das nichts, dann muß sie, wie so oft, Welt Welt sein lassen.

*

Gleichzeitig hatten wir die aufregenden Tage von Genf. Was sagt Stockholm zu Genf? Es ist ja schon manchmal der Geist von Stockholm aufgefaßt worden wie das Gewissen des Völkerbundes. Nicht als ob er es schon wäre, aber als ob er es sein sollte und auch werden könnte.

Haben wir mehr gehofft von Genf für Deutschland und für die Welt, so müssen wir doch bekennen, daß uns Eins besonders interessiert und befriedigt hat an jenem ganzen Vorgang. Was sich da mit Deutschland abspielte, war uns wie ein Schulbeispiel für das große Thema, das uns seit 1918 beschäftigt: Die Macht der Ohnmacht*).

Denn ohnmächtig ist das Deutsche Reich seit dem Versailler Frieden. Sofern es waffenlos ist. Sofern es nicht über ein Heer verfügt, das seiner Stärke entspricht, und nicht über Bewegungsfreiheit für das Heer, welches ihm geblieben ist. War Deutschland in Genf nicht dennoch eine Macht? Sogar eine Großmacht? War es nicht die Macht, um die sich alles drehte, von der alles Gelingen und Mißlingen abhing? — Nein, darf man einwenden, eben das Letzte nicht. Und in der Tat, die Politik eines waffenstarrenden, kriegsbereiten Staates konnte es nicht machen. Bekanntlich ist das keine Kunst. (Oder doch?! Das steht auf einem andern Blatt.) Als waffenohnmächtiges Volk dennoch eine Politik der Macht zuwege bringen, dennoch etwas vermögen, das ist Kunst.

Nun wollen wir hier gar nicht untersuchen, ob unsre Vertreter in Genf diese Kunst gemeistert oder ob sie versagt haben. Aber dafür sollten wir alle den Blick haben, daß in Genf andre Weisen, Macht zu bewähren, auf dem Plan waren, als der Wink mit der schimmernden Wehr. Wir denken dabei wirklich nicht an die Schliche und Hintertreppenwitze einer veralteten Diplomatie. Diese spielten auch ihre Rolle — aber so kläglich, daß die Welt sich beinah ihrer schämte. Nein, es tauchen neue Methoden auf, sich geltend zu machen, neue Wege zu einer Entscheidung zu kommen. Und nur darum, weil auch der Ohnmächtige inmitten dieses Ringens Macht entfalten konnte, darum behauptete Deutschland seinen Stand und kehrten unsre Vertreter unverbraucht zurück, obgleich mit leeren Händen.

Es weht trotz allem ein andrer Wind durch die Staaten und Völker. Nicht ist gesagt, daß er sich hält. Aber verkennen soll man ihn auch nicht. Selbst daß Brasilien plötzlich diese Rolle spielte — ob spontan oder aufgeputscht, gleichviel — ist interessant. Die heutige Weltpolitik ist keine Fünf- oder Sechs-Mächte-Politik, keine Europa-Politik mehr. Die fernen Erdteile melden sich immer hörbarer. Man muß sich darauf einrichten. Die Zeit der Kirchturmpolitik versinkt vollends. Es bleibt nur eben noch eine Frist, wenigstens die nötigste Europa-Politik zu machen.

Sonderbar zu sehen und zu sagen: das alles geht auch die Christenheit als solche an. Obwohl der Glaube ein inwendig Ding ist.

*

Daß ausgerechnet auch Polen uns in Genf in den Weg treten mußte, gab dem Gesamtbilde noch einen pikanten Zug. Denn was wir dort drüben andauernd erleben an Vollstreckung des Wilsonschen Testaments der Selbstbestimmung, das wetteifert nur eben noch mit Italien.

---

*) Vgl. Frankfurter Zeitung 1921 Osternummer und 1923 vom 4. 11., Christliche Welt 1924 Nr. 33/34, Deutsche Akademische Rundschau 1925 Nr. 10.

Wir bekamen zum Dank für unsern Artikel in Nr. 1 „Geist von Locarno“ einen Zeitungsausschnitt zugesandt. Anonym — warum? Die Zeitung nicht zu erkennen. Doch wohl aus Polen. Denn sie enthielt die „Interpellation des Abg. Graebe und Genossen von der Deutschen Vereinigung und anderer Abgeordneten an den (polnischen) Herrn Kultusminister wegen Nichtvorhandenseins deutscher Sprachstunden für die deutschen Kinder in polnischen Schulen“. Zwei lange Spalten sind dicht gefüllt mit den Namen der Orte, wo es keinen Deutsch-Unterricht gibt, nebst der Zahl der deutschen Kinder daselbst, immer 10 oder mehr. Zum Schluß heißt es weiter:

Es entspricht auch nicht der Wahrheit, daß den Kindern, die in polnische Schulen gehen, der Unterricht in evangelischer Religion sichergestellt ist. Am 1. September hatten z. B. keinen evangelischen Religionsunterricht: (folgen 7 Orte mit 23, 22, 14, zweimal 12 und zweimal 10 Kindern).

„So sieht es in Wirklichkeit aus“ schreibt dazu unser Anonymus und stellt diese Tatsache „dem Geist des Vertrauens und des Entgegenkommens“ entgegen. Als ob wir je uns hätten träumen lassen, daß dieser Geist in der Welt und sonderlich in Polen die Wirklichkeit beherrschte!

Nein, so einfach liegen die Dinge nicht. Aber 1. sei nur an Werschen erinnert (CW 1901 Nr. 52) und an unsre ganze posensche Schulpolitik. Und 2., wenn wir Deutschen 1918 mit der Wilsonschen Losung der Selbstbestimmung noch so sehr betrogen worden sind, was hindert uns, sie dennoch immer wieder aufzunehmen und mit ihr gegen eine die „Wirklichkeit“ bestimmende Unterdrückungspolitik anzukämpfen? Daß wir gar nichts Andres wollen, als dies Recht der Minderheiten, daß das unser nächstes politisches Ziel ist, das müßte doch — sollte man meinen — unserm „Deutschen in Polen“ herzlich willkommen sein. Oder womit denkt er, daß wir ihm rascher und sicherer zu Hilfe kommen könnten?

▪

Wenn ich nun bei unsrer deutschen Minderheit innerhalb des polnischen Reiches bin, muß ich doch noch ganz unpolitisch werden. Wir sollen uns, ganz abgesehn von der schnelleren oder langsameren politischen Wirkung, eifrig aus allen unsren Kräften dieser Minderheit (wie der übrigen) annehmen. Da schreibt mir aus Poznan, d. i. Stadt Posen, unser Freund D. Greulich, Pfarrer an der Kreuzkirche, von einem Unglück, durch das seine Kirche schwer beschädigt und gebrauchsunfähig gemacht worden ist:

„Am 26. 2. Mittags 1¾ Uhr explodierte der 120 Meter von Kirche und Pfarrhaus stehende 1916 errichtete Riesen-Gasbehälter. Hätte man nicht schon 30 Stunden vor der Explosion das Unheil vorausgesehen und mit der Umfüllung der 70 000 Kubikmeter Gas in die zwei andern alten Gasbehälter begonnen, so daß bei der Explosion nur noch zirka 23 000 Kubikmeter in die Luft gingen; wäre nicht der 42 Meter Durchmesser große eiserne Riesendeckel aus seiner Verschraubung gewichen, so daß der Hauptstoß vertikal, über 400 Meter in die Luft ging; wären die Seitenwände geplatzt und der Stoß horizontal gekommen: so brauchte ich Dir und mir keine Kopfschmerzen mehr zu machen. So sind wir ganz wunderbar bewahrt geblieben, und kein einziges Menschenleben ist vernichtet. Nur freilich 43 Leichtverletzte. Und ungeheurer Sachschaden! ...

„Am schlimmsten gelitten hat unsre Kreuzkirche. Da wir gerade starken Ostwind hatten, kriegte sie den Hauptstoß, hat aber mit ihren starken Steinmauern den Stoß ausgehalten und so im Wesentlichen unser Pfarrhaus und die ganze Oberstadt geschützt...

„Schadenpflichtig ist der Magistrat. ... Aber er will es auf einen Prozeß (bezw. ungezählte) ankommen lassen. ... 2. und 3. Instanz ... frühestens in drei Jahren. ...

„Alle bleiverglasten Fenster mit den schweren eichenen Rahmen und eisernen Querstäben sind wie Streichhölzer zerknickt, die Orgel zerschlagen. Das Schlimmste: auch die schweren Gewölbegurte hin und her angeknickt und die schönere mittlere Kuppel so schwer erschüttert, daß alles aufgerüstet, neu gesichert, geputzt, gemalt werden muß. Auch die Betonplatte des Fußbodens ist durch den Stoß (wie bei einem Erdbeben) gehoben, gesenkt, muß erneuert werden. Und das bedingt natürlich wieder eine Erneuerung der unten liegenden Heizung, des Gestühls usw.“

Genug der Wiedergabe. Es werden sich ja allerlei Instanzen rühren. Aber wir möchten doch auch unsern Freunden den Fall ans Herz legen. Die evangelische Mutterkirche Posens, die vier Kirchen in der Stadt und sieben um die Stadt her gebaut hat, muß wieder neu und ganz der Gemeinde ihre Tore öffnen. Aus eignen Kräften kann es die Gemeinde nicht leisten. Man denke auch an den Zloty. So sollten wir auch ein Weniges mit beitragen; wer von unsern Lesern empfindet wie wir, möge uns einen Beitrag schicken: an den Herausgeber, Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 Professor Rade. Oder direkt an Pfarrer D. Greulich, Poznan, Polen, Grobla 1.

Marburg Martin Rade

Bücher und Schriften

Das Johannesevangelium, erklärt von D. Walter Bauer. Zweite völlig neubearbeitete Auflage 1925. 244 S. 6, geb. 7 M.

Erster und zweiter Thessalonicherbrief. Philipperbrief, erklärt von DDr. Martin Dibelius. Zweite völlig neubearbeitete Auflage. 1923. 76 S.

Handbuch zum Neuen Testament, herausgegeben von H. Lietzmann. Tübingen, Mohr.

Die zweite Auflage des Johannesevangelium-Kommentars, die sich, wie das ganze Kommentarwerk mit Bewußtsein auf die Darbietung des zeitgeschichtlichen Materials beschränkt, ist von 189 auf 244 Seiten gewachsen. Der vermehrte Umfang kommt am sichtbarsten zu Gute der Erweiterung der früheren Exkurse (z. B. über den Logos, über das Bild des Hirten Joh. 10), der Hinzufügung wertvoller neuer (z. B. Johannes der Täufer im vierten Evangelium, „der feierliche Ichstil“) und den sogenannten Einleitungsfragen. Daß auch die fortlaufenden Ausführungen zum Text reichhaltig und sorgfältig ergänzt sind, ist bei dem Verfasser nicht anders zu erwarten. Das neue Material selbst ist im Wesentlichen aus den in dem letzten Jahrzehnt erschlossenen und in den Vordergrund der religionsgeschichtlichen Forschung gerückten Texten genommen, die einer frühen Gnosis angehören: mandäischen (und manichäischen) Schriften, den Oden Salomos und den apokryphen Apostelakten. Dadurch wird für das Johannesevangelium — denn die Parallelen sind größten Teils überzeugend — ein neu erkannter religionsgeschichtlicher Hintergrund aufgezeigt, wie auch W. Bauer mit Recht nicht mehr Kleinasien (oder Ägypten), sondern Syrien oder das angrenzende Palästina als Abfassungsort für das vierte Evangelium nennt.

Ein Wunsch sei geäußert. Die Parallelen nach jeweils sachlichen Gesichtspunkten zu ordnen, so daß man außer den bisher schon getrennten sprachlichen Verwandtschaften verschiedener Texte auch solche, die sich auf das Vorstellungs- und Begriffsgut und solche, die sich auf Gleichheit des religiösen Gedankens beziehen, geschieden sieht.

Auch der Kommentar von M. Dibelius zum ersten und zweiten Thessalonicher- und Philipperbrief ist in der zweiten Auflage gewachsen: von 64 auf 76 Seiten, was sich ebenfalls auf Erweiterung der fortlaufenden Erklärung und der Exkurse, sowie auf Einführung neuer Exkurse (über Einleitungsfragen) erstreckt. Erwähnt sei auch als neue Beilage zu 1. Thess. 2, 15 f. ein Stück aus dem Brief des Kaisers Claudius an die Stadt Alexandrien vom Jahre 41 v. Chr. über dortige Judenverfolgungen.

Für den 2. Thess. interessiert die mit neuen (stil- und traditionsgeschichtlichen) Gründen unternommene Verteidigung der Echtheit des Briefes. Doch wird man, gerade wenn man die beigebrachten Argumente nicht übersieht, fragen müssen ob solcher gehäufte Gebrauch traditioneller Wendungen der Schreibweise des Paulus entspricht. Heinrich Schlier

Der große Bauernkrieg. Zeitgenössische Berichte, Aussagen und Aktenstücke, übertragen und eingeleitet von Otto H. Brandt. Jena, Diederichs 1925. Mit 18 Abbildungen. 348 S. 11, geb. 13 M.

Martin Luther und der Bauernkrieg. Eine urkundliche Darstellung. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Wilhelm Wibbeling. Schlüchtern-Habertshof, Neuwerkverlag 1925. 153 S.

Das Jahr 1925. Auch ein Jubiläum. Von L. Ragaz. „Neue Wege“ Oktober 1925, auch in der sozialistischen Wochenschrift „Der Aufbau“, Luzern 1925, Nr. 48—50.

Das gut ausgestattete Buch von Otto H. Brandt wird allen Freunden historischer Literatur willkommen sein. In der richtigen Annahme, daß es besser sei, von einem wichtigen Teilgebiet des großen Aufstandes ein scharfes, als vom Ganzen ein verschwommenes Bild zu geben, beschränkt der Herausgeber sich bei seiner Auswahl fast ganz auf die Ereignisse in Süddeutschland; die von Thomas Münzer ausgehende Bewegung bleibt einem zweiten Bande vorbehalten. In gewisser Hinsicht ist eine solche Zusammenstellung von geschichtlichen Dokumenten, besonders wenn sie nach der sprachlichen Seite dem Leser zugänglich gemacht ist, einer Darstellung der Ereignisse durch einen modernen Historiker überlegen: „wie es eigentlich gewesen“ ist, erkennen wir, wenn es sich um geschichtliche Massenbewegungen handelt, aus einer solchen Quellensammlung weit besser, als aus einer modernen Schilderung. Es sind erschütternde Eindrücke, die der Leser dieses Buchs in sich aufnimmt; 18 zeitgenössische Illustrationen geben der gestaltenden Phantasie die unentbehrlichen Richtlinien. Von den Äußerungen Luthers ist die „Ermahnung zum Frieden“ in ihrem Anfang und Schluß, die Schrift „Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern“ vollständig mitgeteilt, dazwischen Luthers Vorwort zum sogenannten Weingartener Vertrag (WA 18, 342 f.); der „Sendbrief vom harten Büchlein wider die Bauern“ ist weggeblieben; es hätten aber einige drastische Stellen zur Charakteristik der Stimmung, die nach dem Bauernkriege in Deutschland herrschte, verwendet werden können (S. 287 ff.). In den kurzen Erläuterungen des Herausgebers ist Luthers Stellung leider gänzlich schief wieder-

gegeben (S. 325, vgl. S. 18); auch das Verhältnis der zweiten Schrift Luthers zu seiner ersten ist nicht ganz richtig getroffen (S. 324). (Störender Druckfehler S. 265, Z. 18 v. u. lies: „sie" statt „es".)

Eine weit bescheidenere Auswahl von Quellen enthält das kleine Buch von Wibbeling, im ganzen zwölf Stück, darunter die drei bekannten Schriften Luthers zum Bauernkrieg, und zwar vollständig, drei Briefe Luthers, auch Luthers Schreiben an den Rat von Erfurt vom 21. 9. 1525. Auch Münzer kommt hier zu Wort (S. 37 ff.). Dem Nachwort des Herausgebers fehlt es leider an Schärfe in der Erfassung des Problems. Es ist grundfalsch, eine „Wandlung" in Luthers Stellung zu den Bauern anzunehmen.

Kaum zu fassen vermag man die schlimme Entgleisung, die die aus der Feder von Ragaz stammende Artikelreihe über Luther und den Bauernkrieg darstellt. Wie ist es möglich, daß ein wissenschaftlich gebildeter Mann in einem solchen Maße von allem psychologischen und historischen Verständnis verlassen ist, daß er dieses aller historischen Gerechtigkeit und Feinfühligkeit Hohn sprechende Zerrbild liefern konnte? Karl Heussi

Max Weber. Ein Lebensbild von Marianne Weber. Tübingen, J. C. B. Mohr 1926. 727 S. 11 Tafeln, 2 Faksimiles. 24 M., geb. 27 und 33 M.

Erst 200 Seiten habe ich gelesen und kann mir nicht wehren, das Buch von Marianne Weber schon heute den Lesern anzuzeigen. Sie müssen alle wissen, daß es da ist und eine Gabe von ungemeinem Werte für uns bedeutet.

Wenn ein Mensch zu früh aus dieser Welt scheidet, was kann ihm Schöneres geschehn, als daß seine „Werke" ihm nachfolgen und seinem Lebensgang ein Denkmal gesetzt wird wie hier! Das ist irdische Unsterblichkeit. Das ist wirkliche Fortsetzung des Lebens und Wirkens über den Tod hinaus.

Ich kann mich wahrlich nicht rühmen, dem Manne näher gestanden zu haben. Ich fühlte mich immer in seiner Nähe sehr klein. Aber das war eben das Erhebende, daß man so zu ihm aufschauen konnte. Manchmal habe ich gedacht, ob er nicht doch der bedeutendste Mensch war, dem ich in meinem Leben begegnen durfte. Das ist immerhin viel gesagt.

Und nun kommt seine Persönlichkeit prachtvoll heraus in dem Buche. Zwar, eigentlich hat das Buch zwei Helden: ihn und eine Heldin, seine Mutter. Das war auch eine Frau, die zu kennen etwas wert war. (Wiederum ohne daß man ihr darum eigentlich nahe stehen mußte: „eine heilige Frau" nennt sie die Schwiegertochter unwillkürlich einmal.) Von ganz anderm Schlage als der Sohn. Aber das ist ja nun eben der Reiz des Buches, der einen sofort gefangen nimmt, wo nur erst von den Vorfahren die Rede ist, wie diese Menschen alle mit sicherer Hand herausgearbeitet werden, und wie es um sie alle lohnt. Meisterhaft versteht die Verfasserin, sie zu Wort und Geltung kommen zu lassen. Mit großer Offenheit und zugleich mit großem Takt. Ihr Tun und Lassen hineinzeichnend in die Probleme ihrer Zeit, in die ewigen Probleme. Wie sie die Mitteilungen aus den Briefen auswählt, was sie hinzufügt — nicht zu viel, nicht zu wenig, genau das Rechte, in gedrungenem, immer etwas besagenden Stil — das macht das Buch zu einer stolzen Sache: will sagen, zu einer Sache, auf die der Leser stolz ist.

So viel für heute. Mag das Ganze ein Andrer beurteilen. Wir sind ja auch den gesammelten Werken Max Webers eine Anzeige schuldig geblieben. Troeltsch hatte sie uns zugesagt; er hat den Auftrag mit ins Grab genommen. Martin Rade

Max Weber. Eine Gedenkrede von Karl Jaspers. 2. Auflage. Ebenda 1926. 27 S. 1 M.

Es ist immerhin ungewöhnlich, wenn eine solche Rede (1921 gehalten) im 2. und 3. Tausend nach fünf Jahren noch einmal erscheint. Der Heidelberger Philosoph nimmt Max Weber als Philosophen, als „Fragmentarier"; er wendet seine Wertung, wie das sein Recht ist, mehrfach ins Abstrakte; aber das Menschliche kommt nicht zu kurz, und es ist beachtenswert, daß er, der den Kollegen kannte, ihn gelegentlich einen „großen Mann" nennt. „Er konnte als der vollendete Relativist erscheinen — und doch war er der Mensch von stärkstem Glauben in unsrer Zeit." R

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage

Die englisch-deutsche Kohlenkrise

Zum Semesterabschluß meiner Sozialen Arbeitsgemeinschaft besuchte ich mit 21 Studenten das Ruhrgebiet, um den künftigen Pfarrern einen Eindruck von der Wirklichkeit der industriellen Arbeit zu verschaffen. Wir sahen eine der größten Zechen Deutschlands im Über- und Untertagebetrieb, eines der modernsten Eisen-, Stahl- und Walzwerke, hörten Vorträge von Arbeitgeberseite und von den Freien Gewerkschaften, und ganz besonders wertvoll waren die persönlichen Beziehungen, die sich bei zwanglosem Beisammensein zwischen Studenten und in der Industrie tätigen Praktikern knüpften. Das alles danken wir dem freundlichen Entgegenkommen von Unternehmer- wie Arbeiterseite, die beide starkes Interesse bekundeten, mit der studierenden Jugend Fühlung zu nehmen. Von den gewaltigen Eindrücken, welche die technische Produktion auf uns machte, von der Problematik der „Kultur", die uns deutlich wurde, kann ich an dieser Stelle, so interessant es wäre, nicht berichten; denn ich habe das Bestreben, hier peinlich kühl und objektiv zu bleiben. Darum möchte ich diesmal im Zusammenhange über die Lage des Ruhrkohlenbaues schreiben, dessen Krise eine der wichtigsten in der deutschen Wirtschaft ist, weil von dieser Krise, als einer der Schlüsselindustrien, die Gesamtwirtschaftskrise ganz erheblich abhängt.

Die Lage des Ruhrkohlenbaus ist aber — wie schon wiederholt für alle deutsche Wirtschaft bemerkt — nur verständlich, wenn man sie in internationale Zusammenhänge hineinstellt. Von der Kohlenindustrie Frankreichs, ihrem Druck auf den Weltmarkt infolge Inflation und ihren volkswirtschaftlichen Schwierigkeiten wurde bereits berichtet (Sp. 299). Der Lage der Dinge nach wird dieser Druck bald nachlassen müssen; denn Frankreich kann nicht auf die Dauer von der Substanz zehren. Und dann werden sich dort ganz erhebliche Komplikationen zeigen, die eine schwierige Umstellung auf die wirkliche, durch Inflation nicht verschleierte Situation erfordern. Wenn diese Umstellung dann nicht mit höchster Wirtschaftsintelligenz und sachlicher Einsicht, vor allem nicht unter Aufgabe wirtschaftlich-nationalen Größenwahns geschieht, kann sie für das französische Volk von verheerenden Folgen sein.

Näher müssen wir uns mit England beschäftigen. Auch darüber wurde schon berichtet (Sp. 139), ich möchte jedoch einiges Neue im Zusammenhang nachtragen; denn weniger die amerikanische Konkurrenz, wohl aber neben der französischen Inflation die englische Staatssubvention des Kohlenbaus bildet die Zwangsjacke, innerhalb deren die deutsche Kohlenindustrie zu arbeiten hat. Die Wege, die zur Staatssubvention geführt haben, dürften bekannt sein. Die Verdienstverhältnisse im englischen Kohlenbergbau waren so geregelt: vom Reinerlös 87 % für Löhne, 13 % für Gewinne der Unternehmer; wo die 87 % zur Deckung der Löhne nicht ausreichten, mußte sie aus den 13 % Unternehmergewinn beschafft werden. Der letztere Umstand trat in den letzten Jahren des öfteren ein. Die Unternehmer suchten daher, um ihre 13 % zu retten, die Löhne zu drücken. Die Bergarbeiter drohten mit Streik, den die Eisenbahner, Transportarbeiter und Maschinenarbeiter zu unterstützen versprachen; das wäre ein Streik von nie dagewesenen Dimensionen geworden. Man vergesse nicht, daß die Kohlenindustrie der Haupterwerbszweig des englischen Volkes ist, von dem ein Zehntel daher seinen Unterhalt bezieht. Die Regierung fürchtete diesen grandiosen Kampf mit Recht; sie suchte ihm auszuweichen, indem sie den Unternehmern ihren Gewinn und den Arbeitern den Lohn garantierte: durch finanzielle Unterstützung des Kohlenbergbaus bis 30. April 1926. Inzwischen sollte die Samuel-Kommission die Ursachen der Krise untersuchen und konkrete Besserungsvorschläge machen. Man hofft auf diese Weise der Krise und dem Streik zu entgehen. Die Summe, welche staatlicherseits zu diesem Zweck wird aufgebracht werden müssen, beläuft sich auf etwa 30 Millionen Pfund Sterling oder 600 Millionen Mark. Etwa 90 % des Geldes dient dazu, die Lohnzahlungen aufrecht zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit dürfte interessieren, was der Bergarbeiter in England verdient: 1914 für Schicht 6 sh 5,75 d = 100 %; höchster Lohn der letzten Jahre 1. Quartal 1921 mit 19 sh 2 d = 296 %; schneller Rückgang bis 1. Quartal 1925 10 sh 7,58 d = 162 %. Das dürfte noch gelten, und damit entspricht der Lohn im Vergleich zu 1914 ziemlich genau der allgemeinen Geldentwertung; mit anderen Worten: der englische Bergmann hat etwa denselben Reallohn wie 1914. Damals war keine Kohlenkrise; sie muß ihre Ursache also anderswo als in zu hohen Löhnen haben.

Die staatliche Subvention steigerte die Produktion und den Export etwas und senkte gleichzeitig den Preis für die Tonne um etwa 2 Schilling. Produktion nach Monaten 1925 in Millionen Tonnen: Juli 21,16, August 17,07, September 18,81, Oktober 21,37, November 20,59, Dezember 22,00. Ausfuhr nach denselben Monaten in Millionen Tonnen: 3,27; 3,90; 4,38; 4,34; 4,63. Kohlenpreis nach denselben Monaten: 1 Lst. 1 d; 19 sh 4 d; 18 sh 9 d; 18 sh 5 d; 18 sh 6 d; 18 sh 6 d. Gerade diese 2 sh pro Tonne billigere Lieferung drücken auf den deutschen Kohlen-Markt so enorm und erschweren den Export. Aber diese 2 sh Verbilligung werden vom Staat getragen, also aus Steuern aufgebracht.

Der englische Staat will sie aber nicht weiter tragen und erwartet den Kommissionsbericht, der, soviel ich bis jetzt weiß, noch nicht erschienen ist; man kennt jedoch die Verhandlungen der aus Unternehmer- und Arbeiterkreisen abgeordneten Untersuchungskommission. Ihre Stellungnahme ist, die interessiert. Die Unternehmer sagen, worin von den Gewerkschaften nicht widersprochen wird: der Kohlenpreis dürfe, wenn er sich auf dem Weltmarkt durchsetzen will, nicht mehr als 20 % über dem von 1913 stehen. Zu dieser Verbilligung führt allein die Rückkehr von der Sieben- zur Achtstundenschicht (wie in Deutschland); die Ermäßigung der Frachtkostentarife um mindestens 25 %, die nur durch Herabsetzung der Eisenbahnerlöhne bewerkstelligt werden kann, Verkleinerung der sonstigen Kosten um weitere 10 %. Das würde aber noch nicht genügen; deshalb sei weiter erforderlich Beseitigung der nationalen Lohnabkommen und Festsetzung der Gedinge nach Bezirken, so daß schlechter rentierende Zechen infolge Lohnherabsetzung existieren könnten. Infolge dieser Maßnahmen müßten

allerdings weitere 100 000 Mann entlassen und als Arbeitslose vom Staate unterstützt werden. Andrerseits aber würde dadurch die Kohle verbilligt werden; durch den steigenden Absatz würde sie den europäischen Kohlenmarkt beherrschen; und die Menge arbeitsloser Bergarbeiter könnte dann allmählich wieder eingestellt werden. Es sei ein ungesunder Zustand, daß heute der Bergarbeiter mehr Lohn erhält, als die von ihm geförderte Kohle wert ist.

Diese Argumente lehnen die Bergarbeiter strikte ab. Lohn und Arbeitszeit sind für sie unantastbar. Der englische Bergbau leide an Zersplitterung in zu viele Zechen mit zu vielen Besitzern und Rentengenießern, die alle vom Bergbau leben wollen. Ein Marquis of Bute soll auf Grund seines Besitzrechtes an Kohlenland eine jährliche Rente von 2,3 Millionen Mark beziehen. Der Bergbau habe jährlich insgesamt 120 Millionen Mark für solche Besitzrechte aufzubringen. Mr. E. van Williams, der Unternehmervertreter in der Kommission, soll von vier Kohlengesellschaften Vorsitzender und von elf Direktor sein. Eine Folge der Zersplitterung ist, daß die Grenzscheiden zwischen den vielen Gruben nicht abgebaut werden dürfen; jede Zeche hat ihre eigene Pumpstation und vergeudet Maschinenkraft; auch kaufmännisch sei die Bewirtschaftung infolge der zersplitterten Besitzverhältnisse kompliziert. Daher fordern die Gewerkschaften zwangsmäßige Zusammenlegung der Zechen, ja darüber hinaus die Nationalisierung der gesamten Kohlenwirtschaft und damit ihre unabhängig von privaten Besitzverhältnissen zweckmäßigste Gruppierung. Weiter wird gefordert Nationalisierung der Gas- und Elektrizitätswerke, Schließung der unrentablen Gruben und Verwendung der freiwerdenden Arbeiterschaft zur Erschließung neuer Kohlenquellen; großzügige chemische Verarbeitung der Kohle, soweit sie im Ausland nicht mehr abgesetzt werden kann, zum Gebrauch im Inland als Düngemittel, Heizöl, Leuchtgas und Teer. Es ist ein radikales weitschauendes Programm, das hier entworfen wird. Die Unternehmer widersetzen sich mit aller Energie den Eingriffen in ihre Besitzrechte. Es handelt sich hier um eine ganz prinzipielle Sache, um das Recht des Privateigentums der Produktionsmittel, um die Frage der teilweisen Sozialisierung, ähnlich wie im deutschen Bergbau. In diesem Kampf wird eine bisher theoretisch umstrittene Sache aktuell: entweder Schonung ererbter Besitzrechte bei Herabsetzung der Löhne und Hinausfetzung der Arbeitszeit, oder bei Belassung von Löhnen und Arbeitszeit Beiseiteschiebung der Besitzrechte zum Zwecke straffer organischer Zusammenfassung und Ausnützung der Produktion. In beiden Parteien herrscht ganz verschiedene Auffassung vom Recht des Eigentums; beide werden ihren Standpunkt bis auf das äußerste verteidigen. Was aus dem Konflikt werden soll, ist heute nicht abzusehen. Es verlautet, die Regierung würde auch im Mai der Entscheidung ausweichen und weiter subventionieren mit der geheimen Absicht, durch Gewährung einer Ausfuhrprämie den Kampf um die Quote der künftigen europäischen Kohlenkontingentierung zu eröffnen.

Und nun der deutsche Kohlenbergbau. Auch er steckt in einer Krise und klagt über Absatz. Für diesen kommt weniger der Hausbrand als die Kohlen und Koks verbrauchende Industrie, vor allem die Eisenindustrie in Frage. Das Eisenwerk, das wir besuchten, besitzt vier Hochöfen, davon sind seit vielen Monaten zwei ausgeblasen. In der ganzen Welt sind weniger als die Hälfte an Hochöfen in Betrieb. Nun machen die Aus- und Einfuhrziffern der Kohlenmengen zunächst einen sehr günstigen Eindruck. Deutschland ist stark Kohlenexportland. So ist die deutsche Reparationskohlenlieferung im 2. Halbjahr 1925 von Juli 988 auf Dezember 1175 Tausend Tonnen gestiegen, wohl infolge der durch England verursachten Verbilligung des Weltkohlenpreises; diese Lieferungen aber bedeuten einen Verlust für die deutsche Volkswirtschaft; denn nach den Bestimmungen des Dawesabkommens regelt der Weltmarktpreis den Preis der Reparationskohle; sie wird also mit Verlust exportiert. Trotzdem aber die deutsche Kohle in Spanien, Frankreich und Belgien beschränkenden Sonderbestimmungen unterliegt, wurde noch außerdem freie deutsche Kohle und Koks nach der Schweiz, Tschechoslowakei, nach Holland und den nordischen Ländern in erheblichem Maße ausgeführt. So 1925 Januar 1376, Juni 1216, November 1026 Tausend Tonnen; eingeführt dagegen Januar 831, Juni 670, November 627 Tausend Tonnen. Alles freie Kohle. Dazu kommen noch Koks und Braunkohlenbriketts mit etwa 400 000 Tonnen monatlich. Allein diese Ausfuhr muß der französischen und englischen Konkurrenz wegen stark verbilligt erfolgen; nicht selten so, daß der hohe Inlandpreis den Auslandpreis ausgleichen muß. Im allgemeinen wird bei Exportverhandlungen der Preis der deutschen Kohle um 2 Mark für Tonne gedrückt. Und das ist kein gesunder Zustand. Aus folgenden Gründen: die deutsche Kohlenindustrie unterstützt damit die Auslandskonkurrenz der übrigen Kohle verarbeitenden Industrien gegen die deutschen Industrien; diese müssen sogar im eigenen Kohlenpreis die Auslandskonkurrenz finanziell fördern und werden um das selbst weniger exportfähig. Kein Wunder, wenn sie sich dann lieber billigere ausländische Kohle zu verschaffen suchen. Wenn auch dabei die Sortenfrage eine Rolle spielt, so müßte doch der gesündere Zustand erstrebt werden, die Kohle billiger im Inland abzusetzen und im Inland die ausländische Kohle zu verdrängen, statt billiger ins Ausland zu liefern.

Aber gerade die Verbilligung der deutschen Kohle ist, wie in England, das Problem. Die Zechen behaupten (auch mir persönlich von vertrauenswürdiger Seite), daß sie beständig mit Unterbilanz arbeiten, also von der Substanz zehren. Ob bei dieser Unterbilanz nicht irgendwelche Posten, etwa Kapitalwert der Produktionsmittel, zu hoch eingesetzt sind und namentlich die teure Lagerhaltung von Kohle und Koks (es liegen noch 9 Millionen Tonnen Kohle im Ruhrgebiet auf Halde, ein Kapital, das verzinst werden muß, dazu sich beständig entwertet) unheilvoll wirkt, ist im Einzelnen nicht nachzuweisen, aber wahrscheinlich.

In der Frage der Verbilligung gehen nun die Ansichten der Arbeitgeber und -nehmer ganz auseinander. Zwar stimmen beide Seiten erfreulicherweise in einigen Punkten überein. So in der Ursache der Krise, die auf einer Umstellung der Wärme- und Energieproduktion (Öl, Braunkohle, Elektrizität und Wärmewirtschaft) beruht; auch darin, daß eine Verbilligung der Kohle erzielt werden müsse, und daß sie durch Herabsetzung der Steuern und Gemeindeumlage teilweise erzielt werden könne. Aber schon bei der Arbeitsleistung gehen die Meinungen auseinander. Die Produktionsleistung pro Mann hat sich in den letzten Monaten bedeutend gehoben. Je Mann und Schicht wurden durchschnittlich im Ruhrgebiet gefördert: 1913 934 kg; 1924 857 kg; November 1925: 1022 kg. Dasselbe gilt in ähnlichem Maße von Ober- und Niederschlesien. Nun schreiben die Arbeitnehmer dieses Wachstum nicht der Leistung des Mannes, sondern der Einführung von im Abbau verwendeten Maschinen (Preßluftbohrhämmer, Schrämmaschinen usw.) zu; umgekehrt suchten die Gewerkschaften zu erweisen, die Leistung des Mannes sei gewachsen; denn sie sei gewachsen in einer Zeit, wo diese Maschinen eine weitere Vermehrung nicht erfahren hätten, nämlich von Juli 1925 an. Dieser Umstand ist wichtig für die Beurteilung der Arbeitszeit, welche die Unternehmer auf Vorkriegshöhe = 8½ stündige Schicht, in Wirklichkeit auf die 9 stündige Schicht heraufsetzen wollen bei gleichem Lohn. Gerade dem widersetzen sich die Gewerkschaften auf das entschiedenste; denn — so sagen sie — diese Erhöhung ist unwirksam, es würde auf die Dauer nicht mehr produziert, und wenn tatsächlich mehr produziert würde, müßten die Konkurrenzstaaten ebenfalls erhöhen; eine Arbeitszeiterhöhung um die Wette würde einsetzen auf Kosten der Arbeitskraft der Bevölkerung, die dabei zu Grunde gehe, wo sie doch das wichtigste Produktionsmittel darstelle, das der Pflege bedürfe. Und diese Wetterhöhung würde England vor allem länger aushalten als Deutschland.

Gänzlich auseinander gehen auch die Anschauungen über die Soziallasten. Der Bergbau hat seit Jahrhunderten in seiner Knappschaft ein soziales Versicherungssystem. Auch die Arbeitgeber sind von der Notwendigkeit besonderer Maßnahmen in diesem Punkte überzeugt; aber sie sagen: Die heutige Soziallast gehe bei der Schwäche der deutschen Wirtschaft zu weit. Namentlich sind es zwei Punkte, die als unsinnig empfunden werden. Der erste bezieht sich auf das neue Reichsknappschaftsgesetz. Danach kann sich ein Bergmann von 50 Jahren, der 25 Dienstjahre hat und von diesen mindestens 15 Jahre in eigentlich bergmännischer Arbeit tätig war, ohne besondere Nachweise gesundheitlicher Art pensionieren lassen. Er erhält etwa 80 Mark monatliche Pension (40 % des geltenden Hauerlohnes), kann aber weiter seinem Verdienst, nur nicht mehr als Vollhauer, sondern als sogenannter Reperaturhauer nachgehen, so daß er sich vielfach besser als seine jüngeren Kameraden steht. Dieses Gesetz bewirkte ein sehr starkes plötzliches Anwachsen der Zahl der Pensionäre, wodurch der Reichsknappschaftsverein (der Träger der Versicherung) in finanzielle Schwierigkeiten geraten sei. Der andere Punkt bezieht sich auf Unfallrenten, die an Witwen und Waisen von im Bergbau tödlich Verunglückten gezahlt werden müssen. Diese würden bei größerer Kinderzahl das Einkommen des Mannes weit übersteigen. So erhält beispielsweise die Witwe eines im September 1925 tödlich verunglückten Bergmannes mit 6 Kindern monatlich 345 Mark, während ihr Mann monatlich nach Abzug aller Lasten 205 Mark als Arbeitsverdienst nach Hause brachte. Und da im Durchschnitt im Ruhrgebiet allein täglich Menschen im Bergbau tödlich und mehrere sonst verunglücken (!), ergibt das eine große Last. Die Monatsausgaben seien im Verhältnis Dezember 1925 zu 1913 gewachsen an Krankengeld um das Dreifache, an Pensionen um das Fünfeinhalbfache, an Witwengeld um das Dreieinhalbfache und an Waisengeld um das Zehnfache. Im Jahre 1913 hatte die Knappschaft eine monatliche Ausgabe von 3,77 Millionen, im Dezember 1925 von 14,59 Millionen Mark; und das in der heutigen Krisenlage. Das belastet die Tonne Kohle im Preis um etwa 1.80 Mark. Diese Summen halten die Arbeitgeber wirtschaftlich für untragbar und erstreben zwecks Verbilligung der Kohle deren Abbau auf ein vernünftiges Maß.

Die Arbeitnehmer stehen nun auf dem Standpunkt: diese Summen müssen getragen werden, sie sind humanitär und im Interesse der Erhaltung der Volkskraft notwendig. Das Pensionsgesetz könne die verheerende Wirkung nicht haben, die ihm die Arbeitgeber andichten; denn die Durchschnittszeit der Invalidität des Bergmanns liege früher, nämlich schon bei 23 Dienstjahren; auch bekäme der noch arbeitende Pensionär nicht zu viel, da ihm seine Arbeitgeber unter Hinweis auf seine erklärte Invalidität

und infolgedessen verringerte Arbeitskraft schon entsprechend am Lohn abziehen. Außerdem seien die Ausgaben für Pensionierung durch Wegfall der Familienkrankenversicherung ausgeglichen. Das starke Anwachsen der Pensionäre infolge des Gesetzes und die damit erhöhte Belastung ist damit freilich nicht geklärt. Und was die hohen Unfallrenten der Witwen betrifft, so treffen sie nur auf kinderreiche Familien zu, denen sie im Interesse der Erziehung der Kinder voll zu gönnen sei. Zudem seien Verordnungen unterwegs, die künftig den Teil der Rente, der das Arbeitseinkommen des Verunglückten übersteigt, streichen.

Die Verbilligung der Kohle sei nicht zu erstreben durch Drücken des Lohnes, Erhöhung der Arbeitszeit und Abbau der Soziallasten, sondern durch vernünftigere Bewirtschaftung der Betriebe, durch Rationalisierung. Die Unternehmerschaft glaubt hier, schon alles getan zu haben, was getan werden kann, in Wirklichkeit aber bleibe noch viel zu tun übrig. Gewiß seien unergiebige Schächte stillgelegt worden, aber nur so, wie es im Gewinninteresse der Unternehmer, nicht im Sinne einer rationalen Bewirtschaftung liege. — Wie sich die Gewerkschaften die Rationalisierung vorstellen, darauf kann ich im Einzelnen nicht eingehen. Zum Teil berühren sich ihre Vorschläge mit denen ihrer englischen Genossen. Einig sind sie mit den Arbeitgebern in der Ablehnung einer staatlichen Subvention nach dem Vorbild Englands, das gilt als verheerendes wirtschaftsfremdes Mittel und kann außerdem vom verarmten deutschen Staat nicht getragen werden. Die Kohlenwirtschaft muß sich selbst helfen, und zwar auch durch teilweisen Abbau der Kohlenproduktion; die Gewerkschaften geben sich nicht der Hoffnung hin, daß die im Ruhrgebiet arbeitslos gewordenen 40 000 Mann überhaupt wieder im Bergbau beschäftigt werden können.

So wahren beide Teile energisch ihren Standpunkt. Beide sehen ein, daß diese Krise eine schwer zu bewältigende ist und bewältigt werden kann nur durch einheitlich-sachliches Vorgehen der Arbeitgeber und -nehmer. Von beiden Seiten hörten wir mit beinahe wörtlicher Übereinstimmung den Ausruf: Wir sollten uns eben an einen Tisch setzen können und beraten, wie wirs am besten machen. Aber beide haben dabei ihre Vorbehalte: die Arbeitnehmer betrachten Lohn, Arbeitszeit und Sozialversicherung als noli me tangere, und gerade da wollen die Arbeitgeber einsetzen. Auch machen die Arbeitgeber den Vorbehalt, daß sich die Arbeitervertreter nicht in den Betrieb einmischen; denn der ist ihr „Eigentum", während die Arbeiter gerade darüber Klage führen, daß ihnen Einblick in die inneren Verhältnisse des Betriebes nicht gestattet werde und sie mit ihren Behauptungen letztlich aufs Vermuten angewiesen sind. Auch hier, wie in England, der verschiedene Eigentumsbegriff: „Gehört" das Werk den rechtlichen Besitzern oder allen denen, die in ihm arbeiten? Haben Letztere ein Recht, hier Einblick zu nehmen und mitzuraten, oder nicht? Gerade das wird mit instinktivem Widerwillen von den Arbeitgebern verneint. Sie scheuen jeden Schritt, der der vielgehaßten „Sozialisierung" entgegenkommen könnte. Unter den Arbeitgebern konnte man viel Verständnis für die Lage des „Arbeiters" finden; verhaßt aber sind die „Hetzer", d. h. die Gewerkschaftsführer, und zwar offenbar die christlichen in erster Linie; ob man freilich mit dieser Trennung von „Arbeiter" und „Hetzer" weiterkommt, ist eine andere Frage. Auf keinen Fall will der Arbeiter, soviel ihm an seiner Gewerkschaft nicht passen mag, vom Wohlwollen der Arbeitgeber abhängig sein; und Tatsache ist, daß er bei allen Maßnahmen der Unternehmer das Mißtrauen hat, ausgebeutet zu werden. Er lebt in der beständigen Abwehr gegen den Versuch, daß die Lösung der Krise auf seinem Rücken allein ausgetragen wird. Daß dieses unselige Mißtrauen besteht, beruht zweifellos auf einer geschichtlichen Schuld der Arbeitgeberschaft, deren einzelne Daten gar nicht weit zurückliegen. Sie hat es nicht verstanden, in solchen Gefahrzeiten ihre Leute hinter sich zu bringen. Und darin liegt ein schwerer Vorwurf. Ich glaube, daß die Wege heute so weit auseinandergefahren sind, daß nur die Herrschaft eines neuen Eigentumsbegriffs hier würde Wandel schaffen und damit die Krise überwinden können; denn was deren rationale Überwindung auf dem gegebenen Boden betrifft, tappen beide Teile, Unternehmer wie Arbeiter, im Dunkeln. Im Grunde erkennen sie selbst — davon habe ich deutlich einen Eindruck bekommen — und gestehen es sich im Innersten, daß sie nicht aus und ein wissen.

Eine Hilfe glaubt man in der Ferne zu sehen: die Kartellierung der gesamten europäischen Kohlenwirtschaft. Die Lage ist ja in allen kohlenproduzierenden Ländern gleich schlecht und furchterregend für Unternehmer wie Arbeiter aus Gründen, die zu beseitigen nicht in menschlicher Macht steht. Die Not zwingt die nationalen Wirtschaften zusammen, wie allezeit erst die Not die Menschen vernünftig und versöhnlich gemacht hat. Aber dieser Zusammenschluß birgt zwei Gefahren: einmal, daß er, wie in andern Wirtschaftszweigen, nur von den Privatunternehmern zur Befriedigung ihres Profitinteresses abgemacht wird auf Kosten der Arbeiter und namentlich der Konsumenten. Das kann nur verhindert werden dadurch, daß die Arbeiterorganisationen und die Regierungen ihr Machtwort mitreden. Erstere sind bereits auf dem Wege dazu (siehe die sozialdemokratische Wirtschaftskonferenz am 26. und 27. Februar in Brüssel zwischen französischen, belgischen und deutschen Abgeordneten); Letzteren sind die Hände durch die „nationalen" Aufgeregtheiten ihrer Völker gebunden, so daß geradezu gewünscht wird, daß die weniger mit Vorurteilen belastete Privatindustrie vorangehe. Die andere Gefahr liegt im Kampf um die künftige Kohlenausfuhrquote, die wahrscheinlich nach dem letzten Jahresdurchschnitt vor Vertragsabschluß bestimmt wird. Darum vielleicht die Staatszuschüsse Englands! So begänne freilich die Vernunft mit einer verblendeten Unvernunft.

Was läge da wieder für eine fruchtbare konkrete Aufgabe einer übernationalen Weltkirche, wenn wir sie hätten: Kampf gegen den „nationalen" und egoistisch-wirtschaftlichen Quotenegoismus! Wenn wir sie hätten; wir haben sie nicht; darum muß ich im Irrealis reden.

Marburg Georg Wünsch

Vom Katholizismus der Gegenwart

Die heutige Krisis

Wer es unternimmt, die Krise im gegenwärtigen Katholizismus Deutschlands zu fassen, der muß zumal als Außenstehender von vornherein des Vorläufigen und Unzulänglichen seines Beginnens bewußt sein. Immerhin begegnet man innerhalb der katholischen Auseinandersetzung bereits einigen vorläufigen Klassifizierungen (so in den instruktiven Aufsätzen des Jesuiten Erich Przywara, Heil. Feuer 12, 1924/25, 466 ff.; Köln. VZ. 1925 Nr. 827 Beil. Im Schritt der Zeit über „Katholischen Radikalismus"; und namentlich Stimmen der Zeit, Jan. 1926: „Katholizismus der Kirche und Katholizismus der Stunde"). Und allgemein ist das Bewußtsein schwerer sachlicher Auseinandersetzungen, die nicht nur mit den selbstverständlichen Gegensätzen verschiedener Schulen oder „aus dem Dunstkreis sogenannter Ordensrivalitäten" erklärt werden können. Der Jesuit Friedrich Muckermann, der eine Reihe seiner wöchentlichen „Kulturfragen der Gegenwart" in den Sonntagsbeilagen der „Germania" diesen Auseinandersetzungen widmet und von dem auch obiges Zitat stammt, betont, daß jene selbstverständlichen Gegensätze nur denen ein Problem sein können, welche „von dem Ernst der alle Kräfte der Kirche zu intensivster Tätigkeit geradezu herausfordernden Lage des Katholizismus der Gegenwart offenbar noch gar keinen Begriff haben" (Germ. 6. 3. 26 Beil. Das Neue Ufer Nr. 10). Und Przywara fragt: „Wie kommen wir also heraus aus unserem heutigen Katholizismus einer gewissen, stellenweise ‚Heißluft' (‚Heißluft' vielleicht nicht selten auf Kosten einer gewissen ‚Kaltluft' der ‚Vielen'!), einer ‚Heißluft' der ‚Bewegungen', die unsere Besten, die uns allen die ‚katholische Normaltemperatur' so oder so verdorben oder geschwächt hat?" (Stimmen der Zeit 110, S. 270.) Wobei der Stil ebenso, wie die sehnsüchtige Frage dieses im besonderen Sinne in „Heißluft" „sich bewegenden" Schriftstellers charakteristisch sein dürften. Es handelt sich in der Tat nicht mehr darum, daß einzelne Jesuiten den Benediktinischen Reformern oder umgekehrt den Charakter des „wahrhaft Katholischen" anzweifeln möchten, wie es in den scharfen Auseinandersetzungen zwischen Przywara und dem Benediktinerpater Athanasius Wintersig geschehen ist (vgl. die Artikel von P. Athanasius Wintersig „Das Heilige Jahr der Kirche" Sonntagsbeil. der Augsb. Postz. 1923 Nr. 48—50; dagegen Erich Przywara S. J. „Verklärung oder Polarität" ebenda 1924 Nr. 4; dagegen wieder Athanasius Wintersig O. S. B.: „Liturgische Seelenhaltung und Verklärung" ebenda Nr. 15—17. Dazu die neuerliche Auseinandersetzung „vom inneren Maß der liturgischen Erneuerung", Anzeiger f. d. kath. Geistlichkeit Deutschlands, Frankfurt a. M. Carolus Druckerei 1925 Nr. 12 und 1926 Nr. 1 und 2). Sondern es handelt sich um die Krise der „katholischen Bewegtheit" überhaupt.

Versuchen wir mit aller Vorsicht zu rubrizieren, so steht zunächst am eindeutigsten vor uns: 1. die liturgische Bewegung der Benediktiner mit dem Mittelpunkt in Maria-Laach. Man kann feststellen, daß sie bis jetzt über kleine Kreise nicht hinausgedrungen ist, ja von dem Gros der Pfarrgeistlichkeit und den kirchlichen Behörden sehr kühl behandelt oder gänzlich abgelehnt wird. Doch hat sie sich intensiv in erfreulichster Konsequenz weiter entwickelt. Zunächst in einer zielbewußten wissenschaftlichen und ehrfürchtigen Durchdringung aller liturgischen Texte und heiligen Sachen (bis zu den dreierlei Sorten von heiligen Ölen, über welche Abt Ildefons in Salzburg eine Vorlesung gehalten hat: Salzburger Kath. KZ. Nr. 12). Es ist erstaunlich zu beobachten, welches Leben und welche Hochspannung einen klösterlichen Kreis von Menschen erfassen kann, wenn geleitet von zwei menschlich und wissenschaftlich so bedeutenden Persönlichkeiten wie es der Abt Ildefons Herwegen und der Prior Albert Hammenstede in Maria-Laach sind, alle Arbeit und das ganze Leben unter einen einheitlichen Gedanken gestellt sind und alle Insassen des Hauses sich getragen fühlen von dem Bewußtsein einer Mission gegenüber ihrer Kirche und gegenüber der ganzen Menschheit. Ja über alles Liturgie-wissenschaftliche hinaus, wie es in zahlreichen von Maria-Laach ausgegangenen Publikationen niedergelegt ist, handelt es sich um das Ziel einer totalen Lebenserneuerung, die vom vorgotischen Christentum, von der Benedik-

tinischen Seelenhaltung, vom Mysterienkult der Liturgie aus zu geschehen hat. „Unsere Zeit bedarf eines stärkeren Einschlags altchristlicher Seelenhaltung, die aus dem Mysterium lebt und dem opus operatum den Vorrang vor der menschlichen Leistung einräumt", sagt Abt Herwegen in dem viel beachteten Vortrag „Die Seelenhaltung des Mysterienkultes und ihr Wandel im Mittelalter" (Münster, Aschendorff). Und er forderte in seinem ebenso beachteten und widersprochenen Vortrag auf der katholischen Akademikertagung in Recklinghausen den „sakralen Menschen", in dem alle natürlichen Lebensbeziehungen einschließlich des menschlichen Bewußtseins grundlegend durch die übernatürlichen sakralen Beziehungen bestimmt sein sollen.

Sowohl vom Standpunkt des „germanischen Christentums" aus, als auch zur Wahrung der menschlichen Selbsttätigkeit (des opus operantis) erhebt der Jesuit Fr. Muckermann dagegen Einspruch (Beil. zur Germ. 16. 1., 23. 1., 6. 3.), nachdem schon Przywara in den oben genannten Aufsätzen die Einwendungen theologisch formuliert hatte. Es handelt sich jedoch nicht nur um einen Einwand von jesuitischer Seite, sondern es geht um das Grundproblem des Verhältnisses des Natürlichen zum Übernatürlichen im Katholizismus. Bei Besprechung der demnächst in einem Sammelband erscheinenden Vorträge des Abtes von Maria-Laach werden wir nochmals darauf zu sprechen kommen.

2. In einem diametralen Gegensatz gegen jeglichen Versuch der Verabsolutierung irgendeines urchristlichen oder altchristlichen Zeitalters oder eines heiligen Brauchs und Kultes kämpft man auf der Gegenseite für das Fortschrittsprinzip im Katholizismus (vgl. Fr. Muckermann in Germ. Beil. 20. 2. 26). Für sie liegt das Wesen des Katholizismus nicht in der sakral geschlossenen, autoritativen Einfachheit der Seelenhaltung, sondern in der Polarität. Wenn man vom Schrifttum der Laacher herkommt, empfindet man in der Tat sehr stark die „zwei Seelen in der Brust" der Muckermann, Przywara und Genossen. „Der Gegensatz" ist der Titel des neuesten Buchs von Romano Guardini (Mainz, E. Grünewald-Verlag). Und Przywara fordert den „Katholizismus der Stunde" neben dem „Katholizismus der Kirche": „Das ist die letzte Folgerung aus dem wahren Katholizismus der Kirche, daß er den ständig neulebendigen Katholizismus der Stunde geradezu innerlich fordert. Die kirchliche Lehre vom (in sich ewig-unveränderlichen) Allwirken Gottes in Christo in der Kirche fordert die ebenso kirchliche Lehre vom (in sich zeithaft-wandelbaren) Eigenwirken der Kreatur im Christen. Ja, man könnte fast (etwas zugespitzt) sagen: Der Katholizismus der Kirche lebt im Katholizismus der Stunde, wie der Katholizismus der Stunde im Katholizismus der Kirche ruht und wurzelt. Denn der Urrhythmus katholischen Lebens ist Beharrung in Bewegung und Bewegung in Beharrung" (Stimmen der Zeit 110 S. 269). Gegenüber dem Protestantismus, der ihm vorgeworfen worden ist, grenzt sich Przywara im Gottesbegriff ab; hier ist keine Spannung und Tragik, sondern der katholische Deus in omnibus. Und vom naheliegenden Modernismus fühlen sich diese Geister unterschieden, weil sie das alte Dogma nicht zeitgemäß verändern, sondern in seiner ganzen objektiven Jenseitigkeit anerkennen wollen.

3. Sehr eng verwandt mit dieser Position ist eine Gruppe von katholischen Theologen und Laien, welche für die fortschrittliche Bejahung der irdisch-natürlichen Lebenskreise die praktische Konsequenz ziehen und diese (wie Politik, Schule, Wirtschaft, auch die Beziehungen zu den andern christlichen Konfessionen) der unmittelbar kirchlichen Beeinflussung entziehen wollen. Die Rhein-Mainische Volkszeitung (Verlag Carolus-Druckerei in Frankfurt a. M.) und ihre Mitarbeiter (Ernst Michel, ehemals Herausgeber der katholischen Tathefte, der bayerische Pfarrer Hl, de Kölner Studentenseelsorger Grosche, der Dichter und bayerische Zentrumsabgeordnete Leo Weismantel u. A.) haben deshalb einen schweren Stand, weil sie mit dieser ihrer praktischen Haltung z. B. zur Konkordatspolitik oder zur Simultanschule und zur Zentrumspolitik aller bisherigen, eingefahrenen katholischen Tradition gegenüberstehen. Nur von der Seele und ihrer sakramentalen Wiedergeburt aus soll „das Antlitz der Erde erneuert" werden. Die Kirche soll unvermengt mit den eigengesetzlichen Bereichen des natürlichen Lebens ihren Hochweg gehen. Erst in dem Gottesreich der jenseitigen Verklärung wird eine Vereinigung der selbständigen Bereiche der Natur und der Kirche hergestellt werden. Auch diese Leute fühlen sich durch positive Bejahung des kirchlichen Sakramentalismus und tägliche individuelle Erneuerung aus demselben völlig in der Linie der katholisch-nachtridentinischen Entwicklung und lehnen den naheliegenden Vorwurf des „Modernismus" weit von sich ab. Im Gegenteil wissen sie sich mit ihrem Verklärungsziel dem altkirchlichen Christentum verwandter, als die romanistischen Weltbeherrschungstendenzen der mittelalterlichen und neuzeitlichen Hierarchen.

4. Eine ganz selbständige Betonung der Eigengesetzlichkeit der Kulturfachgebiete mit gleichzeitiger Verfemung derselben finden wir in modern franziskanischen Kreisen, als deren Führer Thaddäus Soiron (s. oben Nr. 2 Sp. 143; dazu Mitteilungen des Winfriedbundes 2, 1925, Nr. 1—8) angesprochen werden muß. Hier sind franziskanische Urideale und skotistische Voraussetzungen der Gegensätzlichkeit des göttlichen Allwillens und der aktiv-persönlichen Willensertötung im Einzel-Ich mit eigentümlichen modern protestantischen Gedanken (von Barth und Gogarten) verknüpft. „Alle Kultur, die von Menschen her die Maße ihrer Arbeit nimmt und ihre Werke bestimmt, trägt den Keim des Verfalls und Untergangs in sich." So ist auch „jede religiöse Kultur, die vom Menschen ausgeht und die wesenhafte Spannung zwischen Gott und Mensch überbrücken will", fragwürdig. Das Evangelium als Lebensform des Menschen lehrt die Ertötung des „Ich", die „Ohnmacht" und das „Gericht" über die Kultur. Die Kirche kann nur als die „Schwachheit Christi" dargestellt werden. Es ist verständlich, daß der hier gepredigte franziskanische Ernst des vivere secundum formam sancti Evangelii viele kirchliche und allzukirchliche Kreise erschüttern macht.

5. Und doch bleibt es für den Außenstehenden immer wieder merkwürdig, wie Ein kirchliches Wort der Zensur all die getreuen Söhne der Kirche in der Richtung ihrer Gedanken beeinflußt. Ein Abrücken von Wittig, der sich weigert die kirchlicherseits von ihm geforderte Wiederholung der Eide Professio Tridentina und Antimodernisteneid) zu leisten, ist auf der ganzen Linie vernehmbar. Am stärksten natürlich bei den Jesuiten: „Ehe die Kirche spricht, gilt für die Katholiken bei aller Entschiedenheit gegen Irrtum und Verwirrung das ernste ‚Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!' denn Gott allein, der in der Kirche spricht, ist das Gericht vorbehalten. Wenn aber die Kirche sprach (auch wenn sie nicht unfehlbar sprach), ist ihm ein Weg gewiesen, den er zu gehen hat, auch wenn er ihm recht unbegreiflich scheinen sollte. Und auch wenn die Entscheidung der Kirche keine unfehlbare ist, auch wenn sie sich (wie etwa im Falle Galilei) irren kann, so ist doch der damit gewiesene Weg in Wahrheit der Weg der göttlichen Führung. Denn Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und Meine Wege sind nicht eure Wege. Es ist also der Geist des selbstverständlichen schlichten Glaubensgehorsams gegen Gott in Seiner Kirche, der uns — in tiefem Vertrauen auf die Weisheit Gottes, die Torheit vor der Welt ist — dazu innerlich zwingt, im Geiste des nunmehr erfolgten Schrittes der Kirche die in Frage stehenden Strömungen des deutschen Katholizismus zu mustern." Mit dieser höchst charakteristischen Verwahrung beginnt Przywara seine Darstellung und Kritik der verschiedenen innerkatholischen Strömungen (St. d. Z. Jan. 1926).

6. Sehr „bewegt" und in vielen Stücken derber, aber niemals in solch prinzipielle Tiefe stoßend ist die Kritik verschiedener jugendbewegter Kreise im neuen Katholizismus, die sich der Großdeutschen Arbeitsgemeinschaft von Nikolaus Ehlers angeschlossen haben und die hinter der Monatsschrift Vom tätigen Leben (Verlag „Die Scholle" in Berlin) stehen. Hier wird tapfer und unentwegt der Angriff gegen verkirchlichte Formen des Kitschs geführt, gegen Alkohol und Zinsknechtschaft, für freien Boden und für freies Menschentum. Es ist die Haltung der vorreformatorischen Bußprediger, ernst und oft gefährlich klingend, aber im Grunde doch die Linie der Devotion gegen die Kirche nie überschreitend. Doch gehört auch diese den Boden der in sich ruhenden Kirchlichkeit auflockernde Gruppe in das Gesamtbild der Krise der „katholischen Bewegtheit". Was daraus werden mag? Es gibt Katholiken in Deutschland genug, denen bang ist um die Zukunft.

Neben dieser „Bewegtheit" kann sich fattester Katholizismus (in des Wortes verwegenster Bedeutung) breit machen, nicht nur in Oberbayern und Österreich oder in dem trotz der bischöflichen Warnungen faschingslüstern gebliebenen Köln, sondern auch inmitten der nordischen Diaspora. Das Anzeigenblatt „Diaspora" der katholischen Vereine für Stettin und Pommern nebst Grenzbezirken Nr. 1 vom 9. 1. 26 machte darüber erbauliche Mitteilungen, die wir aber lieber nicht hier wiedergeben wollen.

Marburg Heinrich Hermelink

Wöchentliche Chronik

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hat den Anschlußantrag der österreichischen evangelischen Kirche freudig begrüßt und einen Ausschuß zur Beratung der Angelegenheit eingesetzt. Der Anschluß der deutschen Gemeinden in Kobe (Japan), Oslo, Madrid, Barcelona, Genf (lutherisch), Jerusalem und der Gemeinden in Südwestafrika wurde genehmigt.

Im kurhessischen Landeskirchentag beantragte Professor Hermelink, daß die Landeskirchenregierung mit den Kirchenregierungen in Hessen-Darmstadt, Nassau-Wiesbaden und Frankfurt unter Hinzuziehung von Vertretern der theologischen Fakultäten Gießen und Marburg über die Frage des Zusammenschlusses der vier Kirchen verhandeln solle. Der Antrag wurde der Kirchenregieung zu Prüfung überwiesen.

Vier Presbyterien in Bielefeld haben dem dringlichen Wohnungsbau zur Hilfe einen Offenen Brief an Magistrat und Stadtverordnete gerichtet. WestfZ 67

Der anhaltische Landeskirchenrat hat verfügt, daß am ersten Ostertage in allen Kirchen eine Ansprache über die Wohnungsnot verlesen und eine Kollekte für Wohnungshilfe eingesammelt werden soll.

Die Hamburger Kirchensynode erklärte sich mit der Ordination einer Theologin einverstanden mit der Maßgabe, daß sie dadurch nur das Recht erhält, geistliche Amtshandlungen in den Hamburger Frauengefängnissen zu vollziehen.

Das Braunschweigische Staatsministerium hat für den 1. April eine weltliche Schule eingerichtet, für die 2000 Kinder angemeldet sind, die aus anderen Schulen herausgenommen werden.

Das Schöffengericht in Gotha, vor dem Pfarrer Fuchs in Eisenach wegen Beleidigung der Eisenacher Richter angeklagt war, stellte das Verfahren ein, da Pfarrer Fuchs nur solche Richter habe treffen wollen, die in politischen Prozessen tätig waren, dies aber in Eisenach nicht der Fall gewesen sei.

21 der Kölner kirchlichen Gemeindevertretung angehörige Gemeinschaftsleute haben sich geweigert, bei den Gottesdiensten der liberalen Pfarrer den turnusmäßigen Diakonendienst zu leisten. Auf den Hinweis des Kreissynodalvorstandes, daß diese Weigerung gegen die Kirchenordnung verstoße und sie, wenn sie bei ihrer Weigerung verharrten, ausgeschlossen werden müßten, haben sie ihre Beschwerde damit begründet, daß die liberalen Pfarrer das Apostolikum nicht verläsen und damit klar und bewußt gegen die Kirchenordnung handelten, außerdem von der Kanzel die grundlegenden biblischen Wahrheiten ablehnten oder bezweifelten.

Die ungarischen reformierten Gemeinden in dem zur Tschechoslowakei geschlagenen Gebiet des einstigen Nordungarn haben in Lucenec aus eigenen Mitteln eine Bildungsstätte für ihre Theologen eingerichtet.

Den Beitritt zum Tschechoslowakischen Kirchenbunde, der am 25. März in Prag begründet werden soll, haben angemeldet: die Evangelische Kirche A. B. in der Tschechoslowakei, die Tschechisch-Brüderische Evangelische Kirche, die Deutsche Evangelische Kirche, die Brüderunität (Herrnhut), die Brüderunität von Cheltschitzky und die Methodisten. Es fehlen noch die Slowakische Calvinische Kirche, die nicht geantwortet hat, und die Tschechisch-Brüderische Unität (freireformiert), die sich aus dogmatischen Gründen nicht anschließen will.

In Warschau haben in der Jesuitenkirche faschistische Gottesdienste stattgefunden; ein Trauergottesdienst für den Präsidentenmörder Niewieadomski ist angekündigt.

In Leningrad wurde J. S. Bachs Hohe Messe in h-moll in der St. Petrikirche aufgeführt.

Die Augustanasynode in Nordamerika hat beschlossen, das von ihr nach der Vertreibung der deutschen Missionare übernommene Gebiet in Ostafrika mit Ausnahme von Iramba an die Leipziger Mission zurückzugeben.

Die Allgemeine Indische Lutherische Konferenz in Madras, zu der sich 11 Körperschaften, außer den deutschen die dänische, die schwedischen und die amerikanischen, zusammengeschlossen haben, hat die Errichtung einer lutherischen Kirche in Indien beschlossen und den geschäftsführenden Vorstand der Konferenz mit der Ausarbeitung der Verfassung beauftragt, die der Selbständigkeit der einzelnen Kirchen voll Rechnung tragen soll, außerdem die Errichtung eines gemeinsamen theologischen Seminars und eines Verlagsausschusses, und hat zwei Ausschüsse, die das Jugendproblem studieren sollen, ernannt.

Professor der Theologie Dr. Slotemaker de Bruine ist in das holländische Ministerium für Arbeit, Handel und Industrie eingetreten.

Die französische Regierung hat sämtliche Grundstücke, Gebäude und Wohlfahrtseinrichtungen, die der deutsche Protestantismus in Syrien unterhielt, der Fédération protestante de France übergeben.

In der lutherischen Kirche des Billettes in Paris wird wieder deutscher Gottesdienst abgehalten. Ebenso ist wieder eine deutsche Gruppe der Union chrétienne gegründet worden, zu der Elsässer beiden Geschlechtes und Schweizer gehören.

Das Landeskonsistorium in Dresden hat ein Haus mit 5 bis 6 Wohnungen für emeritierte Pfarrer erworben. Noch ehe die Tatsache allgemein bekannt wurde, lag das Fünffache an Bewerbungen für diese Häuser vor.

Der Deutsche Evangelische Filmdienst e. V., Dresden-A., Pestalozzistraße 12, stellt zur zweihundertfünfzigsten Wiederkehr des Todestages von Paul Gerhardt einen Filmbandstreifen zusammen, auf den schon heute Bestellungen entgegengenommen werden. Der Bearbeiter dieser Filmbandreihe ist Pfarrer Lic. Schwen, Freiberg in Sachsen.

Pastor Zaulecks „Mutiges Christentum!" stellt sein Erscheinen ein. An seine Stelle tritt „Die Unruhe", ein bereits seit einem halben Jahr bestehendes Monatsblatt, herausgegeben von Pfarrer Gubalke in Sangerhausen.

Eine politische Zeitschrift „Der Zusammenschluß", herausgegeben von Dr. Friedrich Thimme und Dr. Eduard Hemmerle, zur Pflege der deutschen Eintracht" ist in Sicht.

Von Personen. Angenommen hat Professor D. Horst Stephan in Halle den Ruf nach Leipzig. Umhabilitiert hat sich Lic. Helmut Lother von Greifswald nach Breslau, für Kirchengeschichte. Habilitiert: Lic. Justus Ferd. Laun in Gießen für Kirchengeschichte. Ernannt: zu Dozenten an der Pädagogischen Akademie in Kiel Studienrat Professor D. Wilhelm Bruhn für Philosophie, Studienrat Lic. Roland Schütz für Religion. E St

Kleine Mitteilungen

Im Deutschen Pfarrerblatt Nr. 5 empfiehlt sich ein Töchterheim, 1100 Mark für alles. Es „bietet Töchtern gläubiger Eltern" Gelegenheit. ... Noch einmal: „Für Töchter aus gläubigen Pfarrhäusern". Schließlich: „Referenzen vieler gläubiger Familien." Haben denn diese Kreise gar kein Gefühl für die Entwertung des Wortes „gläubig" durch solchen Mißbrauch?

Unsre Chronik meldet, daß das Blatt des Pfarrers Zauleck in Witten an der Ruhr Mutiges Christentum! zu erscheinen aufhört. Es war nicht nur darin einzig, daß es — unentgeltlich versandt wurde! Wer es noch nicht kennt, bitte den Herausgeber um die letzte Nummer (vielleicht auch frühere Exemplare). Wir würden schwer zu trösten sein, wenn das Blatt ganz verschwände; zum Glück wird ein Ersatz angeboten: man abonniert auf Gubalke's „Unruhe" mit 10 Pfennigen monatlich, die Versandkosten eingerechnet jährlich 1.60 M. Es gibt doch noch Idealisten. Und hier ist mehr, offenbar bei Gubalke wie bei Zauleck. Unsre Kirche braucht solche Gewissenswecker wie das tägliche Brot. Man kann Pfarrer Zauleck nicht dankbar genug sein für das, was er geleistet hat.

Unser Versammlungskalender hinkt heute den Ereignissen zum Teil nach. Das liegt an der dreiwöchentlichen Pause, die zwischen unsrer letzten Nummer und dieser liegt. In Homburg kommen in der Osterwoche die um Rambaud zusammen. Bei dem Kursus im Methodisten-Prediger-Seminar Frankfurt sprechen auch Bornhäuser, Frick, Heim. Besonders leid ist uns, daß wir unsre Leser nicht zu der Gedächtnisfeier einladen können, die Dienstag, den 6. in der Neuen Kirche zu Berlin dem D. Johannes Lepsius gewidmet wird. — Sonntag nach Ostern beginnt eine dreitägige Ostertagung der rheinisch-westfälischen Freunde evangelischer Freiheit in Iserlohn mit Vorträgen von Schlemmer, König, Kesseler, Dehn. Teilnehmergebühr 5 Mark, Tageskarten 3 Mark, an Postscheckkonto Köln 10412, Verein für evangelische Freiheit Köln. Studenten usw. haben freien Zutritt. Ortsausschuß Pfarrer Walther und Fabrikant Menrath, Iserlohn. — Der Weltbund für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen in Frankfurt Montag, 26. April bis Donnerstag, 29. hat zu Rednern: Spiecker, Titius, Keller, Springer, Ruelsen, Wallau, Sommer, Kappus, Foerster, Manz, Lange, Lang, v. Pechmann, Lüring, Schafft. Tagungskarten 3 Mark durch die Geschäftsstelle Berlin O 17 Fruchtstraße 64 II. Quartiere usw. durch Frau Professor Cahn, Frankfurt a. M., am Dornbusch 10 II.

Unter den neuesten Erscheinungen auf dem Büchermarkt befindet sich die vierzehnte Auflage von Otto „Das Heilige" (zuerst 1917) und die fünfte von Barths „Römerbrief". Das sind die beiden theologischen Werke, die in der Nachkriegszeit, nicht nur bei uns Deutschen, die größte Wirkung tun. Die muß man also gelesen haben. — Eine neue Quellen-Bücherei tritt gleich mit vier Bänden auf den Plan: Franziskus (5 M.), Böhme (8 M.), Zinzendorf (5 M.), Kierkegaard (13 M.). Bei Subskription 20% Ermäßigung. Der Anfang ist vielverheißend, wir kommen natürlich darauf zurück. Eberhard Arnold-Verlag, Sannerz (Post Sterbfritz) und Leipzig. R

Versammlungskalender

April	6.—9.	Freunde der evangelisch-christlichen Einheit Homburg v. d. H.
	6.—9.	Kongreß für evangelische Kirchenmusik Dortmund
	7.—9.	Bund für Gegenwartchristentum Weida
	7.—9.	Theologischer Kursus meth. Predigerseminar Frankfurt a. M.
	9.	Religionspädagogische Konferenz Jena
	9.—11.	Deutscher Versöhnungsbund Halle
	12.—18.	Freizeit für Pfarrer Friedrichroda
	14.	Sächsische kirchliche Konferenz Chemnitz
	16.—19.	Christliche Akademiker Hohengrethe bei Au an der Sieg
	19.—21.	Deutscher Evangelischer Gemeindetag Breslau
	26.—29.	Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen (Deutscher Zweig) Frankfurt a. M.
Mai	3.—4.	Liturgische Arbeitsgemeinschaft für Hessen Nidda
	25.—27.	Evangelisch-Sozialer Kongreß Saarbrücken
	26.—28.	Bund für Gegenwartchristentum Augustusburg
	27. 28.	Derselbe Neustadt an der Haardt
	29.—1.	Juni. Deutscher Evangelischer Frauentag Darmstadt
	31.—4.	Juni. Kontinentaler Verband für Innere Mission Amsterdam
Juni	1.—11.	Jungpfarrerzeit Elman
	3.	Theologische Konferenz Gießen
	26.—29.	Zweiter rheinischer evangelischer Kirchentag Essen
Juli	19.—21.	Internationaler Kongreß gegen Alkoholismus Dorpat
September	9.—13.	Evangelischer Bund Dresden
	26.—29.	Ostasienmission (ACVMV) Neustadt an der Haardt
Oktober	4.—6.	Gustav Adolf-Verein Düsseldorf
	5.—7.	Bund für Gegenwartchristentum Köln
	6.—9.	Allgemeiner Deutscher Frauenverein Köln

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Fr. W. Foerster

Christus und das menschliche Leben

21.–30. Tausend. 352 Seiten

Halbleinen M 6.–, Volksausgabe kart. M 2.–

Das schönste Ostergeschenk!

Seit Jahren haben wir kein Buch gesehen, daß mit so viel Feinheit die Fragen herausspürt, die den modernen Menschen bewegen und zugleich mit so viel Takt und Geschick aus all den Täuschungen und Irrnissen hinüberleitet in die geschlossene Schönheit der christlichen Weltanschauung. Sächs. Kirchenblatt

Verlag von Ernst Reinhardt in München

Arnold Gilg

Kierkegaard

Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

Inhalt: Biographie / Die Stadien des Ästhetischen und des Ethischen / Die Religion der Immanenz / Die Sünde / Offenbarung und Glaube.

Wir gewinnen schnell Vertrauen zu dieser sicheren Führung und beugen uns, im Gewissen getroffen, vor dem unerbittlichen Entdecker und Beurteiler unsrer innersten Gedanken, wie er uns in solch meisterhafter Wiedergabe eindrücklich gemacht wird. D. Dr. von Rohden

Chr. Kaiser Verlag München

De Celano / Das Leben des heiligen Franciscus v. Assisi

Übersetzt von Lic. Phil. Schmidt, mit einer Einleitung von Prof. D. Eberhard Bischer. 2. Auflage. Leinen M 7.20

Diese beiden ältesten wundervollen Lebensbeschreibungen des Heiligen sind von einem persönlichen Freund und Jünger verfaßt. Es sind Legenden, die die Liebe, die Sanftmut, die Armut verkünden. Das köstliche Buch ist mit schönen Holzschnitten geziert, die aus dem seltenen Franciscusbuch von Bonaventura aus dem Jahr 1512 stammen. Die Hilfe.

Friedrich Reinhardt Verlag, Basel

7 BÜCHER VON SIEBEN VERLEGERN

E. Hirsch, Göttingen

Die idealistische Philosophie und das Christentum

320 Seiten. 1926

Preis M 10.–, geb. M 12.–

Aus dem Inhalt: Der Idealismus und die Person Jesu / Fichte und Goethe / Fichte und die romantische Poesie / Hegel und Hölderlin. Der Hauptertrag des Werkes ist ein neues Fichtebild.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Alfred Rohde

Passionsbild und Passionsbühne

Wechselbeziehungen zwischen Malerei und Dichtung im ausgehenden deutschen Mittelalter

Mit 31 Bildtafeln und einem mehrfarbigen Titelbild

In Steifumschlag M 4.50, in Ganzleinen geb. M 6.50

Der innige Zusammenhang zwischen der religiösen Bildgestaltung des gotischen Mittelalters und der Mysterienbühne wird hier an Hand von vielen schlagenden Merkmalen überzeugend nachgewiesen. Der Motivkreis der Passion steht naturgemäß im Mittelpunkt, doch wird der bühnenmäßige Bildcharakter auch an einer Anzahl anderer biblischer Darstellungen aufgedeckt.

Furche-Kunstverlag Berlin SW. 48

Soeben erschienen:

Wo ist Gott?

Ein Wort zur kirchlichen und theologischen Krise der Gegenwart

von Hermann Kutter

Geheftet M 2.80

Hermann Kutter, aus dessen geistigem und menschlichen Einflußkreis die Vertreter der neuen Theologie (Barth, Thurneysen, Brunner) hervorgegangen sind, will, da er aus dem Kirchendienst endgültig zurücktritt, noch einmal das, was er auf der Kanzel und in seinen Büchern mit unerhörter Kraft, unermüdlich und unerschrocken verkündet hat, zusammenfassend aussprechen.

Kober C. F. Spittlers Nachfolger in Basel

Friedrich Braig / Heinrich von Kleist

XI, 637 Seiten 8°. Geheftet M 11.50, in Ganzleinen M 15.–, in Halbleder M 22.–

„Friedrich Braigs Biographie ist die endgültige Lebensbeschreibung Kleists. Wir werden Kleist künftig mit Braigs Augen sehen: das ist die größte Anerkennung, die man diesem fundamentalen Werk zuteil werden lassen kann, und weist ihm seine Stellung innerhalb der Dichterbiographien unserer Zeit an." Tägliche Rundschau.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München

Die

Pfarrstelle

der bremisch-evangelischen Kirche in

Oberneuland

einem Vororte Bremens (5000 Gemeindeangehörige) wird nach 45jähriger Tätigkeit des bisherigen Geistlichen frei und ist zum 1. August 1926 neu zu besetzen.

Geräumiges Wohnhaus mit großem Garten steht zur Verfügung. Gehalt wird nach Besoldungs-Gruppe 10 gewährt, eventl. werden Zulagen gegeben. Anspruch auf Ruhegehalt und Hinterbliebenen-Versorgung nach den von der bremisch-evangelischen Kirche aufgestellten Grundsätzen.

Bewerber, möglichst im Alter von 30–40 Jahren erwünscht, wollen bis zum 20. April unter Angabe ihrer theologischen Richtung den Lebenslauf, Gesundheits-Attest und Zeugnisabschriften an den verwaltenden Kirchenvorsteher

Ed. Behrens, Oberneuland-Bremen Oberneulanderlandstr. 30

einsenden. **Der Kirchenvorstand.**

Das

Evangel. Schülerheim Bad Kreuznach

nimmt Schüler, die das hiesige Gymnasium oder die D. Oberschule besuchen sollen, auf, um ihnen gute Verpflegung und individuelle Erziehung zu bieten, um Zurückgebliebene zu fördern und um Knaben auf Klassen vorzubereiten. Gesunde Lage! Viel Wandern; Möglichkeit für Spiel, Sport, Schwimmen. Im Winter Handfertigkeit. Näheres durch Hake, Jugendpfarrer der ev. Gem. Kreuznach.

Realencyklopädie

für protest. Theologie u. Kirche

von Herzog u. Hauck

(3. Aufl.) 24 Bde.

Orighfz. . . . . M. 220.–

dass. 2. Aufl. 18 Bde. Hfz. „ 50.–

dass. 1. Aufl. 22 Bde. Hlwd. „ 30.–

Guthe, Bibelwörterbuch. 796 S. 4 Beilagen, 2 Kart., 215 Abbild. Lex. 8°. 1903 . „ 2.–

Hermann Aupperle

Antiquariat

Schwäb. Gmünd.

Ermäßigte Preise

gültig bis 30. IV. 1926.

Neue Christoterpe 1925 und 1926

mit je 9 Vollbildern. 277 S. u. 275 S.

Fein gebunden statt je 6.— nur 3.–

C. Ed. Müllers Verlag (Paul Seiler), Halle a. S.

Arbeitsfreudige jg. Mädchen (18–35 J.) mit guter Schulbildung werden zur Ausbildung als **Schwestern für Heil-, Erziehungs-, Krankenanstalten** und **Frauenkliniken** gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt, Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen w. versendet.

Staatliches Schwesternhaus Arnsdorf, Bez. Dresden

Geh. Reg.-Rat D. Naumann.

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Doppelnummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 22. April

Dieser Nummer liegt bei: Prospekt **„Aus der Welt der Religion"** (Alfred Töpelmann, Verlagsbuchhandlung, Gießen.) Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.